Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 51 Leipzig, den 20. Dezember 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Weihnachten — Das Wort ward Fleisch — Gestorben am vierundzwanzigsten Dezember. Eine Weihnachtsgeschichte — Die Botschaft Tolstois: 14. Worin besteht mein Glaube? — Kleinste sind Größte. Eine Weihnachtsgrübelei — Für den Weihnachtstisch: Robertsons Lebensbild in Briefen; Robertsons Reden über die Korintherbriefe; Eins ist not; Lebensworte; Handwörterbuch des biblischen Altertums; Das Alte Testament; Sinnen und Schauen; Lesen und Reden; Die Familie Schönberg-Cotta; Der Steinmetz von St. Kilian; Aus dänischer Zeit; Strandgeschichten; Fannys Tagebuch — Verschiedenes: Von Naumanns Wochenblatt; Der bevorstehende Jahreswechsel — Anzeigen

Weihnachten

Wer Weihnachten feiern will, muß ein Kind werden — ein Kind an Frohsinn, ein Mann an Gedanken. Niemand hat die hohe Kunst der Weihnachtsfeier besser verstanden als unser Vater Luther. Zwar hat uns niemand berichtet, wies am Weihnachtsheiligabend bei Doktor Luther zu Wittenberg her ging, aber Schwertgeburth hat das Rechte getroffen, wenn er uns jenes bekannte Bildchen gezeichnet und gestochen hat, das uns Luther im Kreise seiner Familie am Christabend 1536 zeigt. Nur den Christbaum hat er hinzugedichtet, sonst nehmen wir das Bild als echt und recht und wahr. Wie gedankenvoll Luther, die Laute in der Hand, in den Lichterbaum schaut, als sänn er auf ein neues „Kinderlied," das er anstimmen könnte! — Still! Jetzt greift er in die Saiten, und die Frau Käthe stimmt ein, und die andern alle singens mit, was Vater Luther selbst gedichtet:

Vom Himmel kam der Engel Schar,
Erschien den Hirten offenbar;
Sie sagten ihn: ein Kindlein zart,
Das liegt dort in der Krippen hart.

Zu Bethlehem in Davids Stadt,
Wie Micha das verkündet hat.
Es ist der Herre Jesus Christ,
Der euer aller Heiland ist.

Des sollt ihr billig fröhlich sein,
Daß Gott mit euch ist worden ein.
Er ist geborn eur Fleisch und Blut,
Eur Bruder ist das ewig Gut.

Was kann euch thun die Sünd und Tod?
Ihr habt mit euch den wahren Gott.
Laßt zürnen Teufel und die Höll;
Gotts Sohn ist worden eur Gesell.

Er will und kann euch lassen nicht,
Setzt ihr auf ihn eur Zuversicht.
Es mögen euch viel fechten an:
Dem sei Trotz, ders nicht lassen kann.

Zuletzt müßt ihr doch haben Recht,
Ihr seid nun worden Gotts Geschlecht.
Des danket Gott in Ewigkeit,
Geduldig, fröhlich allezeit.
Amen.

Amen! Gebt ihr euer Ja, ja, es soll also sein! dazu? Oder ist euch der Luthersang zu hölzern und zu holprig, zu knorrig und zu kantig? Mag sein, daß ihr selbst bessere Verse bauen könnt, — ein besseres Weihnachtslied könnt ihr nicht dichten, nicht frömmer, nicht männlicher, nicht wahrer, nicht herzlicher! Ich mein, wir singens mit, — wir singens noch einmal und wieder, wollens aber jetzt ein wenig uns durch Herz und Sinn gehen lassen, was der Sang uns verkündet.

Das ist Luthers und jedes rechten Christenmenschen lauter und stiller Jubel an Weihnacht, daß wir wissen: Gott ist mit uns eins geworden. Das ist kein Traum, den wir träumen. Daß das Kindlein endlich geboren wurde, auf das frommer Propheten Wort tröstend hingewiesen, daß die reinste, stärkste, wunderbarste Sehnsucht, die Menschenherzen je bewegt hat, zur Wahrheit geworden ist, ists Zufall? Hat nicht Gott damit aller Welt verkündet: Ich, ich gedenke eurer Sehnsucht, und ich rüste euch euern Frieden? Daß das Kindlein geboren wird in der Verborgenheit und Armut, ists Zufall? Ists nicht Gottes freundliche Hand, die damit alle Armen und Elenden heranwinkt: Kommt, euch ist euer Heiland geboren? Ja, Gott ist mit uns eins geworden! Nicht nur, daß er unser armes Fleisch und Blut angezogen hat in Jesu Christo, er hat sich uns selbst zu eigen gegeben, sodaß wir ihn auch verstehen, fassen, erfahren können, sodaß wir die Welt mit ihren Welten von Glück, Pracht, Macht und Ehre lassen und die Hände still falten vor dem „ewigen Gut," diesem schlichten, hohen, so menschlichen und so unergründlichen Herrn Jesu. Gott ist mit uns eins geworden! Wider Sünde und Tod — wider deine Sünde, die dir auf dem Gewissen liegt, wider fremde Sünde, die dir im Herzen brennt, wider deinen Tod, den du leiden wirst, wider der Deinen Tod, der dir bittrer ist als der eigne — wider Sünde und Tod, wider Teufel und Hölle steht dir dein Gott, dein Christus zur Seite. Dieser arme Jesus Christus macht dich zu einem Herrn und Sieger, mutig und tapfer. Denn es will gestritten und gelitten sein, so lange wir hier wallen. Du thusts ihm an, wenn du auf ihn vertraust, dann kann er von dir nicht lassen, wie er es dir angethan hat, daß du von ihm dich nimmer scheiden magst. Gott ist eins mit uns geworden! Wir sind gar sein Geschlecht! Seine Sach ist die unsre, die unsre die seine! Seinen Geist hat er uns geschenkt, uns selbst neugeboren mit seines Sohnes Geburt, daß wir seine Kinder würden, nicht mit dem Namen, nicht zum Schein, sondern wahrhaftig und für ewig! Seine Kinder, geduldig, fröhlich allezeit.

Hab Dank, Luther, du Gotteskind durch Christi Gnaden, für deinen Sang! Wir sprechen Amen dazu, wir singen ein Halleluja darauf und tragens still im Herzen weiter, wenn der Weihnachtsbaum verlöscht — und der nicht allein —: geduldig, fröhlich allezeit. Halleluja! P D

Das Wort ward Fleisch

Und das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit. Joh. 1, 34

Unser Wort giebt den Schlüssel zum Verständnis der Einleitung des Johannesevangeliums. Wie wir aus der Ebene hinaufsteigen auf einen Berg, um desto bessern Einblick zu haben in die Landschaft zu unsern Füßen, so führt der Evangelist uns zu den Höhen des ewigen Wortes, um uns desto deutlicher die Herrlichkeit des fleischgewordnen erkennen zu lassen. Denn

auch er kennt kein andres unmittelbares Schauen göttlicher Herrlichkeit als nur in der geschichtlichen Offenbarung des Menschensohnes. Von da aus geht es erst hinauf zur Erkenntnis dessen, was im Anfang war, und auch nur der findet den Aufstieg, der im Glauben an seinen Namen, d. h. an seine geschichtlich-reale Erscheinung, zum Gotteskind geboren die Macht des Wortes innerlich bereits erfahren hat. Nicht von oben gilt es also anzufangen, bei dem Worte, das im Anfang war, obgleich ja gerade sein Geheimnis auf die größten Geister immer wieder einen besondern Reiz ausgeübt und sie zu dem Versuche getrieben hat, nicht nur dem Wortlaut, sondern auch dem Gedanken nach „das heilige Original in das geliebte Deutsch zu übertragen." Faust, der bei solchem Bemühen von Zweifel zu Zweifel getrieben, sich nur durch einen sophistischen Kompromiß rettet und mit seinem „Sehnen nach Offenbarung" bei einer Teufelsbeschwörung enden muß, ist typisch für solches Unterfangen. Mit den kühnsten Vermutungen, mit den tiefsinnigsten Erkenntnissen in den Dunstkreis eignen Denkens gebannt, muß er an dem Geheimnis des göttlichen Wortes viel mehr eine Versuchung und ein Aergernis als eine rettende Offenbarung finden. Nur der Menschensohn löst uns das Rätsel des „Wortes," nur der Glaube an seinen Namen läßt uns an die Gewißheit der eignen, durch ihn erlangten Gotteskindschaft mit einem getrosten „und" auch die Gewißheit über das kündlich große Geheimnis schließen: das Wort ward Fleisch.

Das Wort, das da war im Anfang, das da war bei Gott, ja das selber Gott war, willst dus erschauen, geh nach Bethlehem, da liegts an seiner Mutter Brust: ein Kind, geboren wie andre Kinder, wächst heran unter der Zucht seiner Eltern zum Manne, und der Mann vollbringt sein Werk und lernt Gehorsam unter den Aufgaben und Versuchungen seines Berufs, bis er ihn vollendet, da er um desselben willen auch den Kelch des Todes freiwillig nimmt aus der Vaterhand. Das ist das Wort in seinem Werden zum Fleisch.

Fleisch heißt hier nicht umsonst des Heilands Menschheit. Sonst dünkt uns ja das Fleisch zumeist als das gerade Gegenteil des Göttlichen: den einen, indem sie es hochmütig verachten als den Kerker ihrer Seele, dessen Ketten und Banden allein sie hindern an der göttlichen Vollkommenheit, den andern, indem sie es selbst zum Gotte machen, das durch seine eigne Herrschaft am allermeisten entwürdigt und verderbt wird. Beiden entgegen heißt es: das Wort ward Fleisch, nicht als eine wissenschaftliche Lösung des theologischen Problems vom Gottmenschen, sondern als ein Bekenntnis des Glaubens an den Menschensohn. Er ist unser Fleisch und Blut, „ein Mensch, nichts Menschliches erachtet er sich fremd": menschlich in seinen Bedürfnissen, menschlich in seinen Empfindungen, menschlich in seinem Denken und Wissen, menschlich in seinem Wirken und Handeln, menschlich vor allem auch in seinem Glauben.

Und nicht einsam ist er hingegangen auf den Höhen der Menschheit wie die großen Geister, die sich einen Schein von „Uebermenschen" zu geben suchen, indem sie von ihrer Umgebung sich absondern und in allem sich anders halten als die andern. Der Täufer Johannes hat sich so getrennt von seinem Volke und lebte in der Wüste; der rauhe Prophetenmantel hebt ihn heraus aus seiner Zeit, ja selbst seine Nahrung scheidet ihn auffällig von der allgemeinen Gesittung. Nichts von dem allen an dem Menschensohne: er kleidet sich nicht in ein sonderliches Amtsgewand wie jene, „die ihre Säume breit machen" (Matth. 23, 5); er trägt nicht feierliche Mienen zur Schau wie die frommen Beter und Faster (Matth. 6, 5. 16); er läßt es geschehen, daß die Leute ihn einen Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Gesellen nennen, weil er zu ihnen sich gesellt, mit ihnen ißt und trinkt (Luk. 7, 34). Kein Unterschied des Standes, der Bildung, des Besitzes, der Frömmigkeit, der von seinem Umgang ausschlösse: unter allen verkehrt er und wirkt er: ohne äußere Maßregeln und Zwecke einzig durch seine Persönlichkeit: auf der Hochzeit, am Sarge, in der Wüste; in den Städten; auf der Straße, im Tempel. Er wohnte unter uns.

„Er schlug das Zelt auf unter uns," heißt es im Urtext. In der Stiftshütte, unter der Bundeslade, da hat der Gott des alten Bundes das Zelt seiner Offenbarung aufgeschlagen, und im Tempel wird das Allerheiligste mit seinen Cherubim das Sinnbild für das Einwohnen dessen, den auch aller Himmel Himmel nicht zu fassen vermögen. Aber nur ein Sinnbild. Die Neugier des aufgeklärten Heiden Pompejus, der sich nicht abhalten läßt, die geheimnisvolle Stätte des wunderlichen Judengottes zu betreten, wird ebenso enttäuscht, wie der Aberglaube, der da wähnt, im Tempel den Herrn selber rechtlich zu besitzen, furchtbar das Gericht über sich ergehen lassen muß. Sehnsüchtiges Harren auf eine künftige Erfüllung seiner Verheißung bleibt im alten Bunde der Glaube an das Wohnen Gottes bei den Seinen, während schulmäßige Lehre es zum toten Begriffe prägt. Nun ist es doch Leben und Wahrheit geworden in dem Menschensohne.

Freilich ein schlichtes Wohnen, das sich der erwählt, der weniger sein eigen nennen durfte als die Füchse in den Gruben, die Vögel in ihren Nestern. Wo ist doch die eigentliche Heimat seines Bleibens? Nicht in Bethlehem, nicht in Jerusalem, nicht in Nazareth, nicht in Kapernaum, sondern überall da, wo die Seinen sind. Mit ihm zu kommen, fordert er die auf, die es wissen wollen (Joh. 1, 39). Aber in solcher Niedrigkeit offenbart sich die wahre Größe.

Die Wände, die unsre Wohnung nach innen einschließen, schließen sie ebenso fest nach außen ab, und wie sie die vereinen, die unter einem Dache sind, trennen sie sie ebenso sehr von allen, die draußen stehen. So gehts durchs ganze Leben: keine Gemeinschaft, die nicht nach der andern Seite trennte, keine Bestimmtheit, die nicht beschränkte, kein „unter uns," das nicht den Ausschluß so und so vieler bedeutete. Nur dies eine „unter uns," in dessen Kreis das fleischgewordne Wort einwohnt, umspannt sie alle, die an ihn glauben. Weil es das Einwohnen ist des Menschensohns, der nichts hat, nichts vorstellt, als was er selber ist, darum erschließt auch keine andre Pforte den Zutritt zu ihm als die Anerkennung dieser seiner Person, er sei in Wahrheit als der er sich giebt, und wer nur immer also glaubt an ihn, darf sich mit einrechnen in das Bekenntnis: unter uns wohnte er. In der Schwachheit die Kraft, in der Niedrigkeit die Herrlichkeit, das giebt den Schlüssel zu seiner Gemeinschaft, zu seiner Erkenntnis.

Wir sahen seine Herrlichkeit, fährt der Evangelist darum fort. Leicht ist freilich solches Sehen seiner Herrlichkeit gerade den „vorerwählten Zeugen" des Menschensohnes in seinem Erdenleben nicht gefallen: geblendet haben sie ihr gegenübergestanden, solange die Sinne äußerlich ihn wahrnahmen, bis der Geist des Erhöhten ihnen die Augen öffnete. Wie Kinder sich den König nicht anders denken können als mit der goldnen Krone, so konnte ihr naives Glauben den verheißenen Christus sich nicht anders vorstellen als im Schmucke einer Macht und Pracht, die von außen her sich ihren Sitz erzwingt. Die innere Hoheit des demütigen Menschensohnes hats ihrem Herzen angethan, daß sie ihm vertrauen, an ihm hängen mußten mit ihrem Glauben und Hoffen. Aber das haben sie bis zuletzt nicht verstanden, warum er gerade in seiner göttlichen Herrlichkeit sich nicht so offenbare, wie sie diese sich dachten nach ihres Herzens Begehren: immer erwarten sie, er werde die Hülle seiner Niedrigkeit abwerfen wie im Märchen der verzauberte Prinz, und noch in der Stunde des Scheidens, wo sie endlich einmal glauben ihn verstanden zu haben (Joh. 16, 29), hören wir die befremdete Frage, warum er sich nur ihnen offenbaren wolle und nicht der Welt. So sind sie auch am Kreuze zunächst alle irre geworden, ehe sie verstehen lernen, daß auch Christi Herrlichkeit durch Leiden und Tod vollendet werden müsse (Luk. 24, 26), aber nachmals, als sie ihres Heilands als des lebendigen Siegers über den Tod gewiß geworden waren, als sie von ihm den Geist empfangen hatten, der in alle Wahrheit leitet, da haben sie die Herrlichkeit, die sie anfangs nur „im dunkeln Drange" empfunden, auch klar geschaut, nicht neben und über, sondern in der Erscheinung des Menschensohnes: eine Herrlichkeit des innern Wesens, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater.

Es kann einer den Thron an sich reißen im Raub und mit äußerer Gewalt sich die Anerkennung erzwingen, die einst ein ganzes Volk auch dem Hute seines Landvogts zollte, ein König ist er darum noch nicht: das Beste kann sich einer mit

äußern Mitteln nicht geben (vgl. Joh. 3, 27), es muß geboren sein in ihn hinein, aus ihm heraus; und umgekehrt: wenn einer wirklich zum König geboren und berufen ist, der braucht für seine Person des Zwanges, der äußern Mittel gar nicht, ja die innere Majestät des Geistes wird nur um so herrlicher erscheinen, je reiner sie sich abhebt von der Niedrigkeit der äußern Hülle. So ists mit der Herrlichkeit des fleischgewordnen Wortes. Dies ist ihr Wesen, das aus der tiefsten Schmach des Gekreuzigten am allerwunderbarsten leuchtet: daß er der Sohn ist seines himmlischen Vaters. Das ist der feste Angelpunkt, um den sich sein ganzes Leben, seine ganze Offenbarung bewegt, das bewahrt und bewährt er im Sieg des Glaubens über allen äußern Schein. Und so steht er vor dem Vertreter des mächtigsten Herrn der Welt: in Ketten und Banden, seines Ausgangs gewisser als seine Schergen, mit klarer Erkenntnis aller Schrecken des Todes, und doch der König, der dazu berufen ist und in die Welt gekommen, daß er für die Wahrheit zeuge, gewiß seines Berufes, gewiß seines Gottes, auch da Er ihn leiden und sterben läßt. Mag ihn darum einen Lügner, einen Schwärmer nennen, wem sein Gewissen nicht alsdann sein eignes Urteil spricht — wer aus der Wahrheit ist, der höret seine Stimme, der muß glauben an ihn wie an Gott selber. Denn er ist nicht nur ein Sohn Gottes, wie wir Menschen alle Kinder sind des Höchsten, er ist der Eingeborne, durch dessen Mittlerschaft allein wir andern alle erst zum Vater kommen und der wahren vollen Kindschaft teilhaft werden. Solche Herrlichkeit hat er ererbt von oben her und hat sie zugleich erworben, um sie zu besitzen, erworben, da er gehorsam ward der Stimme seines Vaters bis zum Tode, bis zum Tode am Kreuze. In der Niedrigkeit des Menschensohnes schauen so die Seinen die wahre Herrlichkeit ihres erhöhten Herrn. Denn was wären auch die überschwänglichsten Gedanken von der Herrlichkeit des zukünftigen Weltenrichters ohne die Gewißheit, daß er, der da thront zur Rechten des Vaters und kommt in den Wolken des Himmels, allzeit der eine und selbe ist, als den er in seinem Erdenleben sich geoffenbart voller Gnade und Wahrheit?

„Gnade und Treue" klingt es als der Grundton der Offenbarung des lebendigen Gottes (2. Mos. 34, 6), zum Unterschiede von dem unbarmherzigen Schicksal, dem treulosen Zufall der „stummen Götzen," schon durch den Glauben des alten Bundes. Aber daneben steht hemmend die Furcht vor der unnahbaren Majestät des heiligen Gottes, die Furcht, die, seitdem die ersten Menschen, im Paradiese sich versteckten vor dem Nahen ihres Schöpfers, alle Menschen mit trauriger Notwendigkeit hinwegtreibt vom Horte ihres Heiles anstatt zu ihm hin. Selbst ein Jesajas, jener König unter den Propheten, ruft Wehe, als ihn Gottes Glanz umleuchtet, weil er glaubt, des Herrn Nähe bringe ihm den Tod (Jes. 6, 5). Und doch ist das vielmehr der Tod, daß wir ferne sind von dem Gotte, der allein das Leben ist und das Leben geben kann denen, die er zu sich geschaffen hat, von dem Gotte der Gnade und Treue. Nun ist die Schranke weggerissen, die uns trennt von ihm: die Herrlichkeit des Vaters ist erschienen in dem eingebornen Sohne voller Gnade und Wahrheit. In ihm offenbart sich die ganze Fülle der Gnade, die eben dazu erschienen ist, gerade der Verlorensten am allertreusten sich zu erbarmen, in ihm hat die Wahrheit ihren König gefunden, die Wahrheit, von der die Treue und Wahrhaftigkeit des alten Bundesgottes nur der sichtbare Abglanz ist, sie selber der ewige Rat, den Gott in sich beschlossen hat zum Heile seiner Menschen und nun verkörpert in ihm, der als das wahre Ebenbild des unsichtbaren Gottes (Kol. 1, 15, vgl. 1. Mos. 1, 27) der zweite Adam und unser aller Herzog geworden ist zur Seligkeit.

Solche Herrlichkeit hat der Evangelist geschaut, und wir dürfen sie mit ihm schauen, wenn wir nur Ernst machen mit dem Glauben an den Menschen Christus Jesus (1. Tim. 2, 5), wenn wir von dem Kindersinn, der goldne Kronen sehen will, heranreifen zur Vollkommenheit des Mannes, der nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare, nicht auf die äußere Erscheinung, sondern auf das innere Wesen zu allererst sein Auge richtet. Mag Weihnachten uns immer tiefer hineinführen in solch Erkenntnis des fleischgewordnen Wortes. Th K

Gestorben am vierundzwanzigsten Dezember

Eine Weihnachtsgeschichte

Seither war alles anders gewesen. Der Finanzrat Bernhard Wehrenpfennig war ein hervorragender Beamter, ein Mann von Initiative im Amte und ein überaus pünktlicher und regierungsfähiger Hausherr. Er war ein vornehmer Mann, und seine Frau „immer noch eine vornehme Erscheinung," beide ernst, sie sichtlich bemüht, alles zu seiner Zufriedenheit zu ordnen, und die etwas verscheuchten Kinder warm zu halten wie eine Suppe, die für einen zuspät kommenden Gast auf kleiner Flamme steht. Auf ihrem Gesichte lag, daß sie kein Glück hatte, ohne unglücklich zu sein: ihr Auge schwieg.

Und nun war er krank. Sein Bette stand im sogenannten „Schulzimmer," dem Raume, wo seine Knaben arbeiteten, und hier hatte er einige Wochen höchst unzufrieden gelegen und das Haus in Atem gehalten. Auf einmal war er still geworden. Seine Frau besann sich später genau auf den Tag, es war der siebente Dezember gewesen; von diesem Tage an war er nicht mehr der Alte. Wenn man sein Wesen zu bestimmen gehabt hätte, so wäre vor dem siebenten Dezember zu sagen gewesen: ein Mann, der alles sieht, der geborene Beobachter; mir entgeht nichts, hatte er ein langes Leben hindurch täglich gedacht, zuweilen, aber doch selten, hatte er das, was in seinem Blicke und in seiner Haltung immer ausgesprochen lag, auch scharf geäußert: ich sehe alles. Nun, am siebenten Dezember, hatte er sich wie immer das Rezept zeigen lassen, das sein Hausarzt kurz vor seinem Weggange unter freundlichem Bericht über das Neuste von Hof und Stadt so nebenbei und zwischenhinein geschrieben hatte.

Seit diesem siebenten Dezember war er nicht mehr der Alte. „Es entging ihm nichts!"

An eben diesem Tage, um dieselbe Zeit, da er sein Rezept las und — verstand, ging sein Schwager durch die Straßen der Stadt, die schon das kommende Weihnachtsfest verriet, und that das, was er vom achtundzwanzigsten Dezember jedes abgelaufnen Jahres bis zum vierundzwanzigsten Dezember jedes neuen Jahres zu thun pflegte: er musterte die Läden und fand prächtige Sachen zum Schenken, etwa einen Tiger in Gummi, täuschend ähnlich, für seinen Jüngsten, denselben Jüngsten, für den er eine Woche später ein Eimerchen mit Sandschaufel sehr angebracht finden mußte, und den er dann nach den herzerfreuenden Möglichkeiten, an denen er sich für seinen Knaben in buntem Wechsel gelabt hatte, endlich am heiligen Abend mit etwas Wunderbarem zu beschenken gedachte, das irgendwo noch in einem Laden gespannt auf ihn harrte. Es konnte vorkommen, daß ihn im Februar oder im Juli ein Bekannter anredete: Sage, Ritz, warum hast du eben gelächelt und die Hände gerieben? Nicht wahr — Gehaltszulage? — oder gar ...? Thorheit, hatte dann der Angeredete erwidert und mit keiner Silbe verraten, daß er eben einen Kleiderstoff hatte ausliegen sehen, mit dem er seine Frau mit Hilfe der Kleidermacherin und einer sehr zusammengesetzten Verschwörung mit dieser und jener Bekannten überraschen wollte.

Ich kann nicht finden, daß Ritz ein hübscher Name ist. Trotzdem hieß er Ritz.

Sein Onkel, der Oberförster, hatte ihn zu der Zeit, in der der Knabe noch die Gewehre von der Wand nahm, um damit auf die Wasserflasche oder die Jubiläumstassen zu zielen, Jaköble Unnütz genannt.

Aber er hieß Ritz.

Trotzdem galten die Zettel und die Briefe mit der Aufschrift: an Herrn Richard Steinbach, die der Steuerbeamte oder der Briefträger ihm übergaben, für richtig bestellt. Aber eigentlich hieß er Ritz. Wer ihm von Jugend auf zugethan war, nannte ihn so. Auch der Briefträger wußte ganz genau, daß der freundliche Empfänger der Postsendungen nur so aus allgemeinen Anstandsrücksichten Richard genannt werde, daß aber Ritz das Wesen des Mannes genauer bezeichne. Nicht, daß er schmal oder, wie seine Landsleute das so bezeichnend nennen, leibarm gewesen wäre, sein Herz wohl ging in die Tiefe, aber sein äußerer Mensch neigte sich zu bedeutender Raumerfüllung.

Er selbst hörte auf beides, auf Richard allerdings nur dann, wenn der Name aus offenbarer Unkenntnis gebraucht wurde, denn seit seinen Knabenjahren empfand er an sich einen leisen Tadel heraus, wenn das korrekte, hochdeutsche und kalte Richard angewendet wurde.

Sein Schwager nannte ihn Richard.

Wer sonst ihm befreundet war, nahm das alte, liebe Kosewort. Seine älteste Tochter, „ein scharfsinniges Kind," wie Herr Richard nur dann zu bemerken unterließ, wenn er ahnte, daß man ihn für einen etwas zärtlichen und schwachen Vater hielt, hatte in ihrem sechsten Lebensjahre einmal sehr entrüstet bemerkt, als ein Gast den Vater Richard genannt hatte: der weiß auch nicht, wie der Papa eigentlich heißt!

Seit dem siebenten Dezember beschäftigte sich der kranke Mann viel mit seinem Schwager. Er hatte eine Abneigung gegen ihn, die eigentlich so alt wie ihr beider Leben war. Sie standen im gleichen Alter. Er dachte sonst nicht gern an ihn, Richard war ihm irgendwie im Wege, aber ein sonderbarer Umstand hatte die Gestalt, das Wesen und das Leben des verschwägerten Mannes gerade ihm gegenüber an die Wand gezaubert, und er mußte hinsehen und dort etwas enträtseln und verstehen, ehe die Uhr zum letzten male aushob, wer weiß wie bald. Zunächst war das, was da drüben stand, nichts als die Inschrift: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, auf einem weißen Pappdeckelstreifen von der Länge und Breite eines Schülerlineals; sie hing über dem Tische des jüngsten Sohnes; die Schrift war sehr leserlich, denn der Herr Finanzrat hatte eine sehr feste Hand. Mit diesem Denkzettel und einigen begleitenden Nebenumständen, die mit Arnolds Mittagsbrot in näherm Zusammenhange standen, hatte der Vater das Herbstzeugnis seines Tertianers beantwortet.

Das war bis zum siebenten Dezember in der besten Ordnung gewesen; aber nachher war ihm etwas eingefallen, das er bis dahin unbemerkt gelassen hatte: Richards Aeltester, auch Tertianer, war mit einem noch schlechtern Zeugnis nach Hause gekommen, aber anders als Arnold, und Richard hatte es anders angefangen als Bernhard — es war nicht zu leugnen, daß jener nicht bei dem Mittagbrote seines Erwin eingesetzt hatte.

Bernhard konnte nicht verhindern, daß ihm das Städtchen einfiel, in dem er, wie Richard, jung gewesen war, und in dem Regine und Lorle erst Zöpfe, dann ein Krönchen, dann die Myrte auf dem Krönchen getragen hatten, Regine für ihn, Lorle für Richard. Wenn man längs der Seitenwand des Hauses hinging, in dem die Schwestern gewohnt hatten, kam man damals auf einem ganz schmalen Pfade zwischen Scheuern und Gärtchen hindurch, hinaus auf Wiesen, in denen nach Richards Ansicht wunderschönes Wiesenschaumkraut zu einer Zeit und wunderschöne Orchideen zu einer andern Zeit wuchsen, nach Bernhards Ansicht aber war es verboten in den Wiesen Blumen zu brechen. Der kranke Mann fand, daß Richard damals eine merkwürdige Meinung vom Flurschützen gehabt hatte, die von der Voraussetzung ausging, daß Fuchs, so hieß der Gewaltige, selbst Freude an Blumen habe.

Am Rande dieses schönen Wiesenlandes war etwas Fatales, der Kranke wollte nicht hinsehen, aber er mußte. Das letzte Rezept des Hausarztes verlangte es. Dort stand ein Feldbrunnen, wie man deren in jener Gegend öfter sah, Brunnen, die man benutzte, um aus ihrem bis zum Rande gefüllten Troge entweder die Pflanzenländer zu begießen oder auch das durstige Zugtier sich in großen Zügen laben zu lassen. Jener Brunnentrog war ein langer, ausgehöhlter Baumstamm von hohem Alter, so schien es wenigstens den Knaben. Ritz hatte lange darauf bestanden, daß schon die Schweden Anno 1632 ihre Pferde daraus getränkt hätten, bis Bernhard ihm aus einem alten Schulprogramm ihres Gymnasiums bewies, daß die Schweden nie nur in die Nähe des Städtchens gekommen wären.

Nun, am Fuße dieses Troges hatte Richard ein Mühlchen angebracht, ein armes, hübsches Ding von einem Rädchen, das sich mit Ruhe und entsprechenden Pausen so weit drehte, als es gelang, den Trog zum Ueberfließen zu bringen und einen Wasserfall über die Mühle herzuleiten. Bernhard sah einen

schlanken, schmalgesichtigen Knaben einen großen, mächtigen Feldstein eilig aufheben und in das Wasser werfen und eine Welle damit erzeugen, die das Mühlchen zusammenriß und Richards Herzensfreude fortschwemmte. Der Kranke sah es nicht gerne, er hätte die Züge des schlanken Knaben lieber nicht gekannt.

Ach, und eines rief das andre, und dann wollte keines mehr gehen, weder das Alte noch das Spätergekommne.

Ein Sylvesterabend stand ihm namentlich stark im Wege.

Regine war längst Bernhard in kleinere Städte, dann in die Hauptstadt gefolgt, Richard war gleich von Anfang in die amtliche Laufbahn in der Hauptstadt eingetreten, und Lorle hatte sich liebevoll aus einer Registratorin in eine Rechnungsrätin verwandelt, da Richard gleichzeitig diese Verwandlung vornahm, und war dann auch eilig zur nächst höhern Stufe vorgeschritten, als Richard die Visitenkarte drucken ließ: R. St. Oberrechnungsrat an u. s. w. Die beiden Familien hatten, seitdem sie das Leben zusammengeführt hatte, die Feste immer mit einander verlebt, gewöhnlich bei Richard, der mit seiner Einladung früher kam als Bernhard, vielleicht weil dieser, der so vieles verstand, doch nicht verstand Feste zu feiern, vielleicht aber auch nur, weil Richard acht Tage jünger war und die Jüngern haben es immer etwas eilig. Auch die Sylvesterabende wurden immer gemeinsam verlebt und bei dieser Gelegenheit der Christbaum „abgebrannt." Damals fing es eigentlich an, daß Bernhard seinen Schwager nicht mehr von oben herab ansah, sondern ihn mit innerer Gereiztheit betrachtete.

Wenn sie in den Gymnasiastenjahren und auch später noch gesagt hatten, Richard habe vierblättrige Kleeblattaugen, so hatte Bernhard das mit ironischem Lächeln abgethan. Allerdings fand Richard merkwürdigerweise allen diesen Glücksklee, den Bernhard je zu Gesicht bekam; auch nahm Ritz niemand etwas übel, man hatte gern mit ihm zu thun, Leute lächelten ihm zu, die Bernhard nicht vorgestellt waren, aber dieser dachte damals, daß Richard schwerlich im Leben vorwärts kommen werde; und bei dieser Vorstellungsreihe fühlte er, daß er selbst gut sitzende Stiefel trage. Das war so gegangen bis zu jenem Sylvesterabend. Gesprochen hatte nie jemand etwas zu Bernhard, das ihn hätte stören können, er hatte die Menschen fest am Zügel, aber an diesem Abend war doch etwas vorgekommen, das besser in der Erinnerungswelt des Kranken, so meinte er auch noch einige Tage nach dem siebenten Dezember, fehlte, weil es schlimmer als gesprochen war.

Jener Abend war gekommen und verflossen wie immer, die Gesichter hatten sich angelächelt, die Glückwünsche waren hinüber und herüber gegangen, die Gläser hatten an einander geklungen. Nach Mitternacht, also schon im neuen Jahre ward der Christbaum zum letztenmale in sein lichtes Kleid gehüllt, die Lampe war hinausgetragen worden, und nun saßen die Freunde in der wachsenden Dämmerung, denn eine der schon stark verminderten Kerzen nach der andern erlosch, man ließ die Flamme in den metallnen Befestigungshülsen verglimmen, endlich löschte die letzte Kerze so langsam hin; im dunkeln Zimmer verlor sich der auf- und abkämpfende feierliche Schein, und nun war es seltsam und wie ein Märchen ward es empfunden, als ein hohes Kelchglas, das auf einem Schränkchen zur Seite stand, diesen letzten Schimmer wiederspiegelte und, indem die stumme und geweihte Aufmerksamkeit sich auf den Kelch richtete, das Glas mitten in der Nacht dieses Raumes bald in Grün bald in Purpur funkelte, wie ein geheimnisvoller Metallschimmer aus jenen Bergtiefen, von denen die Sage erzählt.

Alle außer Bernhard waren von dieser Erscheinung ergriffen worden. Ihm war nur das Schweigen befremdlich gewesen, und er fragte: warum seid ihr denn alle so still geworden? Da sah er bei dem hellen Aufflackern der Kerze, in dem sie erlosch, wie ein nicht zu beschreibendes, ganz flüchtiges Lächeln über das Gesicht seines Jugendfreundes glitt, ein Lächeln, das er im ersten Augenblicke vor Gericht hätte stellen mögen. Vielleicht, daß Richards Lächeln das Erwachen aus einer Seligkeit war, in die der Abend und sein schönes Verklingen ihn versetzt hatte, Bernhard aber sah die Verurteilung seines Wesens

darin: dir fehlen Augen für das Unsichtbare und Flügel für die sehnsuchtsreiche Weite, du bist niemals jung gewesen, so meinte er in jenem Lächeln lesen zu sollen, und nach dem siebenten Dezember las er es darin und fand, daß die Anklage wahr sei:

Er sah um sich und fand, daß auch niemand von den Seinigen jung war; er erkannte, wie alle Tage seither gewesen waren: Regine war recht und gewissenhaft und sah auf ihn, die Kinder lebten so für sich hin, wie der Tag es brachte, bemüht, es zu keinem Zusammenstoß mit dem Vater zu bringen; auch den Zimmern fehlte die Jugend, im Schulzimmer waren keine weißen Vorhänge, die Fenster waren kahl, Bernhard hatte hier den Schmuck für überflüssig erklärt.

Aber es eilt, wenn hier herein noch das Sonnenlicht fallen soll. Auf die unerwartete und kurze Frage Bernhards: Werden die Kräfte noch bis Sylvester halten? hatte der Arzt erstaunt zuerst, dann ernst ihn angesehn und Ja gesagt, nicht mehr und nicht minder.

Das war Mitte Dezember geschehen.

Der Vater ist heute stiller als sonst, sagte Regine zu ihrer Tochter Marianne, die beide furchtsam, still und treu um den Kranken bemüht waren. Ach, er suchte das erste Wort, er wußte selbst nicht welches, er wollte die erste Weihnacht seines Lebens feiern und auch den Seinen, den ahnungslosen, die nicht merken sollten, wie es stand, die erste Weihnacht bereiten.

Als Marianne einen Tag später an seinem Bette saß, ruhte der Blick des Vaters anders auf ihr als sonst. Sie war aus der Art geschlagen: in einer Familie, in der alle dunkel waren, war sie lichtblond, ein frisches, zartes Kind von fünfzehn Jahren. Mein Kind — sagte der Kranke und schwieg. Sie zitterte, denn da war etwas Neues. Dann fuhr er fort: Wo versteckst du denn deine Weihnachtsarbeiten, die niemand im Hause sehen soll? — Vater, wir arbeiten ja nichts! Ja, so war es, Bernhard hatte dem Zeit- und Augenverderb seit Jahren dadurch ein entschiednes Ende gemacht, daß alle Christgeschenke gekauft wurden. Schüchtern sagte der Kranke: Willst du nicht für die Mutter etwas arbeiten, wenn du bei mir bist? Wenn sie kommt, steckst du es rasch unter die Decke. — O, wie gern, sagte Marianne und ihre Wange glühte. O, wie gern, wiederholte Bernhard still in sich und sah über die blonden Zöpfe seines Kindes hin, und seine Seele schluchzte, daß er das alles nun verlassen müsse!

Sein Schwager kam, und Bernhard sah dem Gefährten so vieler Jahre in das Gesicht und hätte gerne etwas gesagt, aber vier Jahrzehnte standen neben dem kranken Manne und sagten: es hat noch Zeit und ist vielleicht auch gar nicht nötig. Und doch war es nötig und ward gesagt, ehe der Zeiger an der Uhr um Sekunden vorgerückt war und ohne daß der Kranke es wußte. Er sagte nur: Ritz, höre einmal. — Und Richard neigte sich zu dem Kranken, das Herz voll Glück über diese Anrede und voll Liebe zu dem armen Kranken. Höre, Ritz, besorge mir doch Edeltannenzweige und zeige Arnold, wie er sie um die Bilder hier befestigen kann und — nimm die Inschrift über dem Schreibtische weg.

Der neue Tag kommt, und Edelreis umsteckt den Spiegel und die Bilder und duftet stark und für den Kranken beruhigend.

Und ein neuer Tag kommt und als der Kranke aufwacht, steht ein bunter Strauß von Astern auf dem Tischchen neben dem Bette, und Regine nimmt sich das Herz und blinkt in der Richtung nach Marianne dem Erkrankten zu, und dieser ergreift die Hand des Kindes und sagt: Auf so einen Gedanken kann nur meine Marianne kommen! und die Tochter beugt sich verlegen und anmutig, halb Kind und halb Samariterin über ihn und küßt ihn.

Bleibe stark, mein Bernhard, du mußt ein Weihnachtsfest bereiten!

Und er sorgt dafür! Die Söhne Friedrich und Arnold haben Wunschzettel geschrieben, zum erstenmale rechte Knabenwunschzettel, nicht lateinische Wörterbücher, Logarithmentafel und Socken, sondern ein Schmetterlingsbuch, Indianergeschichten und eine Armbrust, wie sie die Ritter gehabt haben. Siehst du, mein kranker Mann, so sieht es in der Seele deiner Knaben aus. Und verstehst du, warum Friedrich doch innerlich etwas unruhig den Wunschzettel in deine Hand legt?

Sieh, das war recht von dir, daß du die Kinder alle zu dir riefest, als du das Zögern deines Aeltesten merktest und mit ihm flüstertest, obgleich Regine, ernst, und doch rühriger als sonst, fern vom Krankenzimmer in der Küche hantirte, und liebe, schöne Gaben für die Mutter vorschlagen ließest und dann die Kinder fortschicktest, daß sie in den Läden kauften und es heimlich brächten und es in der Söhne Bücherschränkchen hinter den Büchern versteckten.

So gehen die Tage, und an sie reihen sich Nächte, schwere Nächte, in denen ein Kind tröstend auf dem Bettrande sitzt, dessen sich Bernhard erst nicht entsinnen wollte, und doch hatte er als kleiner Knabe auf dem Schoße der Mutter es in einer großen Lithographie wie oft angeschaut, ein schönes Kind, das derselbe Maler dann in andern Bildern, die Bernhard später kennen gelernt, aber nie geschätzt hatte, bis zum Stadtthor führte, vor dem es unter der Kreuzeslast zusammenbrach. Das Kind nahm die Hand des Kranken und sagte Worte zu ihm, wie sonst nur einen seine Mutter tröstet.

Kannst du nicht mehr davon Kunde geben und die blasse, ernste Frau, die dich immer ehrte und dich gerne geliebt hätte, wie die Beglückten lieben, damit in tiefster Seele froh machen? Kannst du nicht von jenem Kinde reden? Nicht? — oder noch nicht?

Es soll unter dem Weihnachtsbaum geschehen, so denkst du.

Und der heilige Abend kam, nachdem durch dies sonst unfrohe Haus die Weihnacht leise und wärmend, heimlich und tröstlich in alle Ecken und Räume gegangen war. Eine hohe Edeltanne war in das Gemach gestellt und nur mit weißen Flöckchen und weißen Kerzen geschmückt worden, die Arbeit von den Kindern mit Eifer ausgeführt und von den müden aber liebevollen Blicken des Vaters begleitet. Dann zündete Regine die Kerzen an, ach, schweren Sinnes, wenn auch das Herz in neuer Art bewegt, und die Bescherung begann und schritt voran, eine Jugendfreude und ein Erlebnis, das Bernhard in Tiefen der Seele erlebte, die in dem harten Gestein sich so spät erst eröffnet hatten.

Noch brannten die Kerzen, da rief der Kranke die Seinigen zu sich, sie wollten alle danken, weil nun die wahre Weihnacht, wie sie sonst nur sehnsuchtsvoll sie in weiter Ferne an sich hatten vorüber ziehen sehen, ihnen bereitet worden war, aber der Kranke winkte zum Schweigen und bat, sie möchten einander alle an der Hand fassen und nahe zu ihm treten, seine Rechte gab er Regine, seine Linke ergriff die Hand der Tochter, dann zog er die Frau seiner Jugend zu sich herab und sagte leise: Regine, du hast wenig Glück gefunden, verzeihe mir — ihre Antwort vernahm er nicht mehr. Sein Herz stand still.

Als Richard mit den Seinen kam, um den Freunden in dieser Stunde die alte Liebe zu bezeugen, da fand er einen stillen Mann.

* * *

Unter dem Kopfkissen des Toten lag ein Zettel, mit schwerer Schrift kaum leserlich beschrieben: Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen. Regine aber schrieb darunter: Ich ward in einer Stunde Geliebte, Braut, Frau und Witwe, Du machtest mich arm und reich — so erhörtest Du die Gebete Deines Kindes.

Hermann Oeser

Die Botschaft Tolstois

14. Worin besteht mein Glaube?

1. Widerstrebt nicht dem Uebel! Tolstoi fand im Evangelium nicht nur den sehnlich gesuchten „Sinn des Lebens," sondern auch die besten Vorschriften, wie man sein Leben führen soll. Nun werden ja die meisten seiner und unsrer Landsleute sagen, daß auch sie „selbstverständlich" die Vorschriften Christi als die besten anerkennen; aber bei Tolstoi bedeutet dieses Anerkennen ganz etwas andres. Er findet sich mit keiner Phrase

ab, sondern ihm ist es bitterer Ernst um die Sache, schon deshalb, weil er mit Christus glaubt, daß nur die rechte Lebensweise zur rechten Erkenntnis führe. Wir gehen darum auf dieses Buch genauer ein, müssen aber doch manches Schöne oder Merkwürdige überschlagen und verweisen deshalb auf die Uebersetzung von Sophie Behr, die 1885 bei Duncker und Humblot in Leipzig erschienen ist.

Zuerst erzählt Tolstoi, wie er Christi Vorschriften erst mühsam entdecken mußte. Denn die Kirche, durch die er Christi Lehre empfing, hatte seine Gebote verdunkelt und entstellt. Er hatte von Jugend auf eine besondre Liebe zur Bergpredigt, er hätte sich gern überzeugen lassen, daß sie die göttlichen Gesetze enthalte, nach denen der Mensch sein ganzes Leben gestalten soll. Der Kirche aber waren Taufe und Konfirmation, Dogmenglaube und Zeremonien viel wichtiger; die undeutlichen Stellen des Evangeliums, auf die sich Dogmen aufpfropfen ließen, waren ihr lieber als die klaren Worte der Bergpredigt. Diese wurde ja durchaus mit Respekt behandelt, aber als verbindlich für jedermann und jede Zeit erschien sie nicht eigentlich, da sie mehr Hinweise enthalte auf jene zukünftige Vollkommenheit, nach der der Mensch nur streben solle. Leider sei aber der gefallene Mensch durchaus sündhaft und vermöge nicht durch eigne Kraft jene Vollkommenheit zu erreichen; deshalb liege des Menschen Rettung nicht im Handeln, sondern im Glauben, im Gebet und in der Gnade Gottes. Das alles verwirrte Tolstoi nur. Man sagte ihm, er müsse glauben und beten. Er aber fühlte, daß sein Glaube gering sei, und daß er deshalb nicht beten könne. Man sagte ihm, er müsse beten, Gott möge ihm den Glauben geben, den Glauben, der das Beten lehrt, der jenen Glauben giebt, der jenes Beten lehrt u. s. w. ohne Ende. Er erlangte auch keine größere Klarheit, wenn er seinen Blick vom sündigen Menschen auf die heilige Kirche richtete. Sie pries Christi Lehre von der Demut, der Nachsicht, der Vergebung aller Kränkungen, der Selbstverleugnung und Liebe, und zugleich billigte und unterstützte sie in der That das, was mit dieser Lehre nicht im Einklang steht.

Dennoch zog es Tolstoi immer wieder zu der herrlichen Bergpredigt Christi. Alle Worte darin schienen für ihn bestimmt zu sein, aber sie verlangten eine geradezu unmögliche Entsagung und zerstörten das Leben, wie er es auffaßte. Sollte Christus so klare und schöne Regeln aufgestellt haben, obwohl er im voraus wußte, daß der Mensch sie nicht erfüllen kann? Sollte Christus im Ernste von uns verlangen, was doch so wider unsre Natur ist, daß wir leiden und entsagen, den Backen hinhalten und das Hemd hingeben? Einmal saß er wieder allein mit seinem Herzen und dem geheimnisvollen Buche vor sich. Er hatte alles Zutrauen verloren in alle Erklärungen der gelehrten Kritik und in alle Erläuterungen der gelehrten Theologie; er warf sie weg und gedachte an das Wort: So ihr mich nicht aufnehmt wie die Kinder . . . Da ward es hell vor seinen Augen. Da verstand er, daß er nicht durch scharfsinniges Zersetzen, Vergleichen und Erklären zur Wahrheit gelange, sondern durch dessen Vermeidung, durch einfaches, gerades Verstehen. Er hatte vor sich Matth. 5, 38 und 39: Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel. Jetzt verstand er, daß Christus gerade das sagt, was er sagt. Er sagt genau, daß seine Nachfolger dem Uebel nicht widerstreben sollen, wie es das Alte Testament vorgeschrieben hatte. Er verstand nun auch, daß Christus durchaus nicht verlangt, man solle den Backen bieten und den Mantel hergeben nur um des Leidens willen; Christus verlangt nur, daß wir dem Uebel nicht widerstreben, auch wenn wir vielleicht dadurch zu leiden haben werden; gleich wie ein Vater, der seinen Sohn auf eine weite Reise schickt, ihm nicht befiehlt, die Nächte zu wachen, zu hungern, zu frieren und durchnäßt zu werden, wenn er zu ihm sagt: Geh deines Weges, und wenn du auch Kälte und Nässe ertragen solltest, so gehe dennoch. Und Tolstoi verstand, daß dieser mißachtete Satz im Mittelpunkt der Lehre Christi steht, daß die folgenden Zeilen nur eine Auslegung dieses Hauptgebotes sind. Oder wird dieser Satz etwa nicht mißachtet?

Von Kindheit an lehrte man mich, daß Christus und seine Lehre göttlich seien: zu gleicher Zeit aber lehrte man mich jene Einrichtungen achten, die durch Gewalt mich vor dem Bösen schützten; man lehrte mich diese Einrichtungen heilig halten. Man lehrte mich dem Bösen widerstreben und flößte mir die Meinung ein, es sei erniedrigend und beschämend, sich dem Bösen zu unterwerfen und dadurch zu leiden; lobenswert aber sei es, ihm zu widerstreben. Man lehrte mich zu richten und zu verdammen. Darnach lehrte man mich den Krieg, d. h. man lehrte mich, dem Bösen durch Tötung entgegenzuwirken, und das Kriegsheer, dessen Glied ich war, nannte man ein christlich-gesinntes, und seine Thätigkeit wurde durch christlichen Segen geheiligt. Außerdem lehrte man mich von Kindheit an bis zu meinem Mannesalter das achten, was dem Gesetze Christi geradezu entgegen ist. Dem Beleidiger wehren, mit Gewalt persönliche Kränkung, sowie Kränkung der Familie oder des Volkes rächen; das alles wurde nicht nur nicht verworfen, sondern es wurde mir im Gegenteil eingeprägt, daß alles das gut und durchaus nicht gegen Christi Gesetz sei. Alles, was mich umgab: die Ruhe, die Sicherheit meiner Person und meiner Familie, mein Eigentum, alles beruhte auf dem Gesetz, das Christus verworfen, dem Gesetze: Zahn um Zahn.

Die Kirchenlehrer lehrten, daß Christi Lehre eine göttliche, daß aber deren Erfüllung der menschlichen Schwäche wegen unmöglich sei, und daß nur die Gnade Christi zu deren Erfüllung verhelfen könne. Die weltlichen Lehrer und die ganze Einrichtung des Lebens bekannten schon geradezu die Unausführbarkeit, die Schwärmerei der Lehre Christi.

Um jene Zeit, als Tolstoi über diese Lehre des Nichtwiderstrebens nachsann, las er einmal mit einem jüdischen Rabbiner das fünfte Kapitel des Matthäus. Fast bei jedem Satze sagte der Rabbiner: dies steht auch im Alten Testament oder im Talmud und schlug darin sehr ähnliche Aussprüche auf. Als sie jedoch zu dem Verse gelangten: widerstrebet nicht dem Uebel, da konnte er nicht sagen: auch das steht im Talmud. Aber er fragte spöttisch: Und die Christen erfüllen dies? bieten sie den andern Backen? Tolstoi konnte nichts erwidern; er wußte, daß die Christen um dieselbe Zeit die Juden auf beide Backen schlugen. Er fragte jedoch: Steht etwas Aehnliches im Alten Testament oder im Talmud? Und der Rabbiner antwortete: Nein, das steht nicht darin; aber sagt mir, ob die Christen dies Gesetz erfüllen!

Ebenso lehrreich war folgendes Abenteuer, das Tolstoi um dieselbe Zeit begegnete. In der Nähe des Kreml bat ihn ein armseliger Bettler um eine Gabe, und er zog bereitwillig seine Börse. Da kam vom Berge, aus dem Kreml, ein Soldat gelaufen, ein strammer, rotbäckiger Grenadier. Als der Bettler diesen gewahrte, hinkte er eilends davon. Der Grenadier wollte ihm anfangs nachlaufen, blieb aber doch stehen und ergoß sich in Schimpfworten über den Bettler, der dem Verbote entgegen in der Borvitzkypforte gebettelt hatte. Tolstoi wartete, bis der Grenadier wieder in seine Nähe kam. Dann fragte er ihn, ob er lesen könne. — Jawohl, weshalb? — Hast du das Evangelium gelesen? — Jawohl! — Hast du auch gelesen: Und wer den Hungrigen sättigt u. s. w. — Der Soldat stutzte; zwei Vorübergehende blieben stehen und horchten. Der Grenadier war verlegen und suchte offenbar nach einer Ausrede; plötzlich leuchteten seine klugen, schwarzen Augen auf: Und das Kriegsreglement, hast dus gelesen? fragte er. Tolstoi verneinte es. — Dann sprich auch nicht! sagte der Grenadier stolz und ging selbstbewußt auf seinen Platz zurück.

„Dies war der einzige Mensch in meinem ganzen Leben, der streng logisch jene ewige Frage gelöst hat,“ meint Tolstoi. Denn wir müssen einfach wählen zwischen dem Kriegsreglement und dem Evangelium, zwischen dem Gesetz des Menschen und dem Gesetz Gottes.

Das Gesetz Gottes lautet: Widerstrebet nicht dem Bösen; richtet nicht. Die Menschen haben aber als organisirten Widerstand gegen das Böse nicht nur den Krieg, sondern auch die Gerichte der verschiedensten Art. Auch Tolstoi wurde anfangs betroffen, als er sah, daß die staatlichen Gerichte gegen Christi Gesetz sind. Er fühlte, wenn er Christi Gesetz befolge, würde er allein dastehen, und es könne ihm übel ergehen, er könne verfolgt und betrübt werden, wie ja auch Christus gesagt hat. Aber er konnte sich doch nicht verhehlen, daß die staatlichen Gerichte, die ihn und sein Eigentum so schön schützten, gegen Christi Gebot sind.

Christus sagt: widerstrebet nicht dem Uebel. Der Zweck der Gerichte ist: das Widerstreben dem Uebel. Christus schreibt vor, man solle Böses mit Gutem vergelten. Die Gerichte vergelten Böses mit

Bösem. Christus sagt, man solle allen vergeben; nicht einmal, nicht siebenmal, sondern vergeben ohne Ende, die Feinde lieben, Gutes thun denen, die uns hassen. Die Gerichte vergeben nicht, sondern sie strafen; sie thun nichts Gutes, sondern Böses denen, die sie Feinde der Gesellschaft nennen. . . . Vielleicht aber, dachte ich, hatte Christus nichts mit den weltlichen Gerichten zu thun und dachte nicht an sie. Ich sehe jedoch, daß dies nicht anzunehmen ist. Christus ist von dem Tage seiner Geburt an bis zu seinem Tode mit den Gerichten zusammengestoßen: des Herodes, der Hohenpriester, des Synedrions. Und ich sehe in der That, daß Christus oft von den Gerichten geradezu als von einem Uebel spricht. Seinen Jüngern sagt er, sie würden gerichtet werden, und sagt ihnen, wie sie sich bei dem Gerichte zu verhalten haben. Von sich selbst sagt er, man würde Gericht über ihn halten, und zeigt selbst, wie man sich zu den menschlichen Gerichten zu verhalten habe. Also dachte Christus an jene menschlichen Gerichte, die ihn und seine Jünger verurteilen sollten, und die Millionen von Menschen verurteilten und stets verurteilen. Christus sah dies Uebel und wies gerade darauf hin. Bei der Vollziehung des gerichtlichen Ausspruches an der Ehebrecherin verwirft er geradezu das Gericht und zeigt, daß der Mensch nicht richten könne, weil er selbst schuldig sei. Und denselben Gedanken spricht er wiederholt aus, indem er sagt, daß man mit dem Balken im eignen Auge nicht den Splitter im Auge des andern sehen dürfe. . . .

In der Bergpredigt wendet sich Christus an alle und spricht: So jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem lasse auch den Mantel. Folglich verbietet er allen das Rechten. . . .

Wie kann ein Mensch, der seinem Glauben nach allen stets vergeben muß, andre richten und verdammen? Und daraus erkenne ich, daß es Christi Lehre nach keinen christlichen strafenden Richter geben kann. . . .

Ich sehe, daß Christi Worte: Richtet nicht und verdammet nicht! von seinen ersten Jüngern ebenso aufgefaßt worden sind. . . . Ich sehe, daß die ganze Christenheit bis Konstantin nie anders auf die Gerichte gesehen hat als auf ein Uebel, das man geduldig ertragen müsse, daß es aber keinem einzigen Christen aus jener Zeit in den Sinn kommen konnte, ein Christ könne sich am Gerichte beteiligen.

Je mehr sich Tolstoi in dieses Gebot vertiefte, desto klarer wurde es ihm, daß es nicht schwer und schwärmerisch, sondern der menschlichen Natur angemessen und vernünftig ist. Man braucht ja nur den Blick abzulenken von unsern heutigen Gerichten, bei deren Beurteilung wir befangen sind, und an die großen gräßlichen Heerhaufen derer zu denken, die seit Christi Zeit gehenkt, gekreuzigt, verbrannt, gerädert, gesteinigt, gestäupt, gefoltert, gefesselt und sonstwie gepeinigt sind, die in elenden Kerkern schmachteten, alles das im Namen der Gerechtigkeit und im Namen Gottes, des Vaters der Liebe, und es graut uns vor der menschlichen Gerechtigkeitspflege. Und was hat all dies Töten und Peinigen gefruchtet?

Aber blicken wir auch auf die Gegenwart, wo es ja milder und menschlicher, wenn auch durchaus nicht christlich, zugeht. Wir haben noch den Krieg und die Gerichte, und daraus könnte man wenigstens schließen, daß sie mit unsrer Natur, wie sie einmal ist, und den Anschauungen der Mehrheit harmoniren. Aber spricht nicht die göttliche Stimme in jedem guten Menschen dagegen? Man nehme einmal den komplizirten Mechanismus unsrer staatlichen Einrichtungen und alle ihre Dressur, all ihren Zwang weg, man lasse den Menschen mit seinem Gewissen allein: ob er dann wohl richten und schießen wird?

Kein Richter wird sich dazu entschließen, den, den er seinem Rechte nach zum Tode verurteilt hat, selbst mit dem Stricke zu erdrosseln. Kein Vorgesetzter wird sich entschließen, den Bauer seiner weinenden Familie zu entreißen und ihn ins Gefängnis zu sperren. Kein General oder Soldat wird ohne Disziplin, ohne Eid und Krieg hunderte von Türken, Franzosen oder Deutschen töten und ihre Dörfer zerstören, ja sich auch nur entschließen, einen einzigen Menschen zu verwunden. Alles dies geschieht nur dank jener komplizirten Gesellschafts- und Staatsmaschine, deren Aufgabe darin besteht, die Verantwortlichkeit der zu vollführenden Missethaten derart zu zersplittern, daß niemand die Widernatürlichkeit dieser Handlungen empfinde. Die Einen schreiben die Gesetze, die Andern wenden sie an, die Dritten richten die Leute ab, indem sie ihnen die Gewohnheiten der Disziplin, d. h. der sinnlosen, stummen Unterwerfung anerziehen, die Vierten — eben diese abgerichteten Leute — begehen allerhand Gewaltthaten, töten sogar Menschen, ohne zu wissen, warum und wozu.

Allerdings, diese staatlichen Einrichtungen kommen uns, den Besitzenden und Mächtigen, zu gute; aber wer kann sich der Annehmlichkeiten seiner Lage erfreuen, wenn er weiß, daß sie durch vielfältiges Elend, durch mancherlei Bosheit erkauft sind? Das „Auge um Auge, Zahn um Zahn," das Christo nicht genügte, hat sich seither nicht besser bewährt. Würde Christi Lehre vom Nichtwiderstreben und Nichtrichten befolgt, so stünde es tausendmal besser um die Welt. Sie ist kein Wahn des charmant docteur, wie ihn Renan nennt.

Christus faßte seine Lehre nicht als irgend ein entferntes Ideal der Menschheit auf, das zu erreichen eine Unmöglichkeit wäre, nicht als schwärmerische, poetische Phantasie, mit der er die einfältigen Einwohner von Galiläa bezaubern wollte, nein, er faßte seine Lehre auf als ein Werk, das die Menschheit erlöst, und er schwärmte nicht am Kreuze, sondern er schrie und starb für seine Lehre. . . .

Das Vorwärtsschreiten der Menschen zum Guten wird nicht durch die Marternden bewirkt, sondern durch die Gemarterten. Gleichwie Feuer nicht Feuer löscht, so kann Böses nicht Böses ersticken. Nur das Gute, wenn es auf das Böse stößt und von diesem nicht angesteckt wird, besiegt das Böse. . . . Ein Schüler Christi kann mit größerer Sicherheit als Galilei angesichts aller möglichen Lockungen und Drohungen behaupten: Und dennoch, nicht durch Gewalt, nur durch das Gute werdet ihr das Böse vernichten. Und wenn diese Bewegung eine langsame ist, so ist es nur, weil die Klarheit, die Einfachheit, die Verständigkeit, die Unvermeidlichkeit und Verpflichtung der Lehre Christi den meisten Menschen verborgen wird, verborgen auf die schlaueste und gefährlichste Weise, unter einer fremden Lehre, die irrtümlich mit dem Namen der Lehre Christi bezeichnet wird.

2. Die fünf Gebote. Nach Tolstoi hat Christus den Menschen fünf Gebote gegeben, die im Widerspruche stehen mit den heute herrschenden Anschauungen über die Pflichten und Rechte der Menschen und ebenso im Widerspruch stehen mit dem damals herrschenden jüdischen Gesetz. Aber hat nicht Christus gesagt, er wolle dieses Gesetz nicht auflösen, sondern es erfüllen? Christus kann — nach Tolstoi — das nicht gesagt haben, wenigstens nicht in dem Sinne, wie wir es zumeist verstehen. Christus kann nicht das ganze Gesetz bestätigt haben, wie es in den fünf Büchern Mose enthalten ist, in denen oft so kleinliche, sinnlose und geradezu grausame Regeln aufgestellt sind. Wem fällt es denn ein, diese Regeln zu halten? Hat nicht Christus von Anfang an im Kampfe gelebt mit den Vertretern dieses Gesetzes, bis er am Ende nach diesem Gesetz gekreuzigt wurde? Hat er nicht seine eignen Gebote eingeleitet: Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist — ich aber sage euch? Lehrt er nicht an hundert Stellen das gerade Gegenteil des jüdischen Gesetzes? Wenn er daher sagt, er wolle das Gesetz nicht auflösen, so kann er nicht das jüdische Gesetz meinen, gegen das er auf Schritt und Tritt ankämpfte, sondern er meint das göttliche Gesetz, das sich hie und da, aber nur hie und da mit dem jüdischen deckt. Christus konnte nicht das ganze jüdische Gesetz bestätigen, er konnte aber auch nicht das ganze Gesetz und die Propheten verwerfen — nicht das Gesetz, in dem es heißt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! und jene Propheten, mit deren Worten er oft seine Gedanken ausgesprochen. Er nimmt deshalb aus dem, was die Menschen für das Gesetz Gottes halten, die Grundidee und verwirft alles Uebrige, und mit dieser Grundidee verbindet er seine Offenbarung des ewigen Gesetzes. Leider ist das Schicksal seiner Offenbarung ein unsagbar trauriges. Erstens fügten die Menschen neue Satzungen hinzu und verlangten für diese mindestens den gleichen Gehorsam; zweitens gruben die Menschen die alten jüdischen Gebote, obwohl sie seiner Offenbarung widersprechen, zum Teil wieder aus und stellten auch sie als heilig und verbindlich hin. So ist es denn bald dahin gekommen, daß der Schüler des Christentums die großen Gebote Christi nur neben und nach vielen jüdischen und kirchlichen Geboten kennen lernt, und es kann uns nicht Wunder nehmen, daß dieser Schüler des Christentums in dieser heillosen Verwirrung der Gebote die Worte seines Erlösers nicht nach Gebühr beachtet oder völlig mißversteht. Welches sind denn nun die fünf Gebote Christi? Sie stehen im fünften Kapitel des Matthäus Vers 21—48 und sind in Tolstois Evangelienharmonie kurz gefaßt wie folgt:

Das erste Gebot. Niemand wehe thun und so handeln, daß man in niemand Böses errege, darum, daß das Böse Böses zeugt.

Das zweite Gebot. Nicht buhlen mit den Weibern und die Frau nicht verlassen, mit der man Gemeinschaft hatte, darum, daß das Verlassen und Wechseln der Frauen die ganze Unzucht zur Welt bringt.

Das dritte Gebot. Nichts beschwören, darum, daß der Mensch nichts geloben kann, angesichts dessen, daß er ganz in der Macht des Vaters ist und Schwüre nur böser Dinge wegen abgenommen werden.

Das vierte Gebot. Sich dem Bösen nicht widersetzen, Unrecht leiden und mehr thun, als die Menschen fordern, also nicht richten und nicht richten lassen, darum, daß der Mensch selbst voller Fehl ist und andre nicht belehren kann. Sich rächen lehrt nur sich rächen.

Das fünfte Gebot. Keinen Unterschied machen zwischen Landsleuten und Fremden, darum, daß alle Menschen Kinder eines Vaters sind.

Für Tolstoi sind diese Gebote göttlich und durchaus ver-

bindlich, sie sind Ausflüsse der höchsten Weisheit. Sie sind zumeist anders zu verstehn, als sie heute gewöhnlich verstanden werden. Z. B. verbietet Christus im zweiten Gebote nicht bloß den Ehebruch, sondern jede Ehescheidung. Luther übersetzt: „wer sich von seinem Weibe scheidet (es sei denn um Ehebruch), der macht, daß sie die Ehe bricht"; auf dem eingeklammerten Satz ist die kirchliche Zulassung der Ehescheidung aufgebaut, die doch Christus gänzlich verboten hat. Tolstoi bezieht die Worte εἰ μὴ ἐπὶ πορνείᾳ nicht auf das Weib, sondern auf den Mann, und übersetzt: jeder, der sein Weib entläßt, macht sie zur Ehebrecherin, auch wenn er es nicht zu unsittlichen Zwecken thut. Und unter Ehe versteht Tolstoi jede Verbindung zwischen Mann und Weib, auch wenn sie nicht die kirchliche oder staatliche Bestätigung hat. Das dritte Gebot faßt Tolstoi als ein Verbot jedes Eides auf, also z. B. auch des Eides vor Gericht und des Fahneneides. Daß sich das vierte Gebot auch gegen die staatlichen Gerichte und den Krieg richtet, haben wir schon gesehen. Auch das fünfte Gebot hat bei Tolstoi einen neuen Sinn: „Nächster" bedeutet bei ihm Landsmann, „Feind" ist der Angehörige eines fremden Volkes. Er übersetzt also:

Im frühern Gesetze ist gesagt: Thut Gutes den Menschen eures Volkes, fügt Schaden zu den Fremden. Ich aber sage euch: liebet nicht die Landsleute allein, sondern auch die Menschen aus fremdem Volk. Mögen die Fremden euch hassen, mögen sie euch überfallen und euch Unrecht zufügen, rühmt sie, thut ihnen Gutes. Wenn ihr es nur gut meint mit euern Landsleuten, werden alle es gleichfalls nur gut meinen mit ihren Landsleuten, und dies führt zu Kriegen. Ihr alle werdet zu allen Völkern dieselben sein und werdet Söhne Gottes sein. Alle Menschen sind seine Kinder, folglich sind alle eure Brüder.

Was würde aus der Welt werden, wenn alle Menschen oder auch nur alle Christen an die Wahrheit dieser fünf Gebote, wie sie Tolstoi versteht, glaubten? Wenn sie an die Verpflichtung dieser Gebote auch nur so fest glaubten, wie daran, daß man täglich beten, Sonntags zur Kirche gehen und wenigstens einmal im Jahr das Abendmahl nehmen muß? Tolstoi malt es sich aus, wie alle Erwachsenen sich nach diesen Geboten richten und alle Kinder in sie hineinwachsen. Was wäre die Folge? Das Reich Gottes auf Erden wäre da, der Friede aller Menschen unter einander wäre hergestellt!

Die ganze Lehre Christi besteht darin, Gottes Reich, Frieden den Menschen zu geben. . . . Und diese seine fünf Gebote geben den Menschen wirklich den Frieden. . . . Es genügt den Menschen, an Christi Lehre zu glauben und sie zu befolgen, und der Friede wird auf Erden sein, und nicht ein Friede, wie ihn die Menschen errichten, ein zeitweiliger, zufälliger, einzelner Friede, sondern ein Friede, der allgemein, unzerstörbar und ewig ist.

Das erste Gebot lautet: Halte Frieden mit allen, hüte dich, einen andern Menschen für nichtig oder für einen Verrückten zu halten. Wenn der Friede zerstört ist, so wende alles daran, um ihn wiederherzustellen; der Dienst Gottes ist Vernichtung der Feindschaft. Versöhne dich bei der geringsten Uneinigkeit, auf daß du das wahre Leben nicht verlierst. In diesem Gebote ist alles gesagt; Christus aber sieht die Lockungen der Welt voraus, die den Frieden zwischen den Menschen stören, und giebt ein zweites Gebot gegen die Lockungen der geschlechtlichen Beziehungen, die den Frieden stören: Schau nicht auf sinnliche Schönheit als auf eine Belustigung; fliehe im voraus diese Versuchung; der Mann nehme ein Weib und das Weib einen Mann, und verlasset nicht eines das andre, unter keinem Vorwande. Die zweite Versuchung sind die Schwüre, die den Menschen zur Sünde verleiten: Wisse im voraus, daß es Böses ist, und thue keinerlei Gelübde. Die dritte Versuchung ist die Rache, die da menschliche Gerechtigkeit genannt wird: Räche dich nicht und rechtfertige dich nicht dadurch, daß du gekränkt würdest; dulde die Kränkung, vergilt aber nicht Böses mit Bösem. Die vierte Versuchung ist die Unterscheidung der Nationen, die Feindschaft der Völker und Staaten: Wisse, daß alle Menschen Brüder und Kinder eines Gottes sind, und brich mit niemand den Frieden im Namen der Vorteile des Volkes. Sobald die Menschen eines dieser Gebote nicht erfüllen, wird der Friede gestört. . . .

Bei der Erfüllung dieser Gebote wird das Leben der Menschen ein solches sein, wie jedes Menschen Herz es sucht und wünscht. Alle Menschen werden Brüder sein, jeder wird stets im Frieden mit den andern leben und alle Güter der Welt in dem Zeitraum des Lebens genießen, der ihm von Gott zugeteilt ist. „Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Lanzen zu Sicheln machen." Erstehen wird jenes Reich Gottes, das Reich des Friedens, das alle Propheten verheißen haben, das uns nahe kam unter Johannes dem Täufer, und das Christus verkündigt hat, als er mit Jesaias Worten sprach vom angenehmen Jahr des Herrn.

Also ist Christus der wahrhafte Messias. Er hat die Verheißung erfüllt. Die Menschen allein erfüllen nicht das, was sie selber ewig gewünscht, um was sie stets gebetet haben und immer beten.

Bode

Kleinste sind Größte

Eine Weihnachtsgrübelei

In der eigentümlich tiefsinnigen Kritik, die Jesus seinem Vorgänger widmet, heißt es nach den Aufzeichnungen im Mätthäusevangelium: Wahrlich, ich sage euch, unter allen, die von Weibern geboren sind, ist nicht aufgekommen, der größer sei, denn Johannes, der Täufer; der aber der Kleinste ist im Himmelreich, ist größer, denn er.

Weihnachten ist das Fest der Kleinen und Kleinsten. Zu Weihnachten einst kam mir das Wort vom Kleinsten im Himmelreich. Es setzte sich in meine Gedanken fest. Es umklammerte sie.

Ich wollte es los werden, das Wort; denn ich hab es nie leiden mögen. Es hat mich stets geärgert. Es ging mir so gegen jedes Gerechtigkeitsgefühl. Es schien mir so stark übertrieben. Es war ein heiliges Wort, aber es sagte mir nichts. Ich hielt damals noch die Dinge für um so heiliger, je weniger sie mir sagten. Ich betete zu den stummen Götzen. Aber ich fühlte mich nicht wohl dabei, und deshalb ärgerten sie mich. Ich machte es, wie man erzählt, daß die Berliner es dem Könige Friedrich Wilhelm I. gegenüber in der Art hatten. Sie verneigten sich ehrfurchtsvoll, wenn sie ihn sahen und — liefen davon. Man erzählt, daß der König einem solchen Unterthanen einmal mit geschwungnem Krückstock nachgelaufen sei und gerufen habe: Lieben sollt ihr mich, ihr Lumpen. Und die stummen Sätze, die ich heilig hielt, liefen auch hinter mir her und riefen: Verstehen sollst du uns. Aber wie sollte ich sie verstehen, wenn ich sie nicht sprechen hörte, und sie sprechen zu hören, dafür hielt ich sie zu heilig. Denn sprechen und verstanden werden, das ist zu menschlich. Indem ich ein Wort zu verstehen suche, wenn anders die Absicht eine ehrliche ist, prüfe ich es auf seine Wahrheit, mache also die Voraussetzung, daß ich es auch als falsch entdecken und abweisen kann. Ist das nicht gegen die Ehrfurcht? Und so wurde ich denn sehr ehrfurchtsvoll, hielt die Worte heilig und — ging ihnen möglichst aus dem Wege.

An jenem Weihnachtstage hatte mich das Wort vom Kleinsten überfallen, es hatte mich gestellt; es hielt mich fest, ich konnte nicht entrinnen. So kam es, daß ichs mir gestand, es sei ein ungerechtes, ärgerliches Wort. Und nun waren die Vorbedingungen gegeben, es zu verstehen. Ich will nicht all die Irrwege noch einmal gehen, die ich damals ging. Aber was mich interessirte, suche ich mir ins Gedächtnis zurückzurufen.

Der Kleinste im Himmelreich ist größer als Johannes! — Glücklicher, ja! aber größer? — Das Himmelreich wird doch geschenkt? aber Größe mißt nach Verdienst.

Vielleicht mißt Größe nicht nach Verdienst, sondern nach Erfolg? Und vielleicht ist der größte Erfolg nicht äußerlich sichtbar?

Ja, aber der Erfolg, wenn er als Größe geschätzt werden soll, muß doch der eignen Kraft entsprungen sein? Was heißt eigne Kraft? Im Flutenstrom der Dinge bildet sich ein Wirbel, das ist der Mensch. Seine Kraft ist die Kraft der Fluten. Je mehr Kräfte da hineingeraten, desto mehr Kraft entfaltet der Flutenwirbel, der Mensch.

Es ist eigen, daß die Menschen die Kräfte am meisten sich zum Verdienst rechnen, die am längsten in ihnen wirken, Kräfte der Muskeln, der Sinne, des Verstandes. Aber die Kräfte, die sie erst zu erringen haben, die schwer zu nennen sind, die Kräfte der Gotteswelt, die begründen kein Verdienst. Sie sind überhaupt Phantasien, nicht ernst zu nehmen! Die Wirklichkeit ist mit dem natürlichen Menschen zu Ende. Schlechterdings zu Ende!

Sie stellen sich die heutige Welt als das Resultat einer unendlichen in Zahlen unausdrückbaren Entwicklung vor. Ich glaube, daß auf jeder Stufe das herrschende Geschlecht ausgerufen hat: Bis hierher und nicht weiter, hier ist das Ende der Welt, und wir sind die Krone der Schöpfung! Und ich glaube, daß auf jeder Stufe geheimes Regen höherer Kräfte vorhanden war, eben der Kräfte der Zukunft. Denke ich mir einen Augenblick unser Bewußtsein in jene Wesen hineinversetzt, so würde sich dieses Regen höherer Kräfte in ihnen als ein Ahnen, Sehnen, Hoffen und allmählich als ein zuversichtliches Vertrauen,

ein Glauben reflektirt haben, und alle andern Wesen hätten gelacht und gespottet über die Phantasten.

O wir glauben an eine Weiterentwicklung, rufen sie, mehr vielleicht als du. Welten liegen vor unserm Verstande verborgen. Sie sind zu erforschen und zur Sicherung und Bereicherung unsers Lebens zu verwenden. Er hat noch eine unendliche Zukunft, unser Verstand.

Unser Verstand? Aber Höheres giebt es nicht mehr? Die Entwicklung ist mit euch zu Ende, und ihr schreibt den Katalog dazu und die Moral der Geschichte? — Ich leugne die Notwendigkeit dieser Arbeit nicht. Aber wenn sie nicht in den Dienst einer Höherentwicklung, einer Herausarbeitung neuer Kräfte gestellt wird, so ist sie nichts als dumpfe Artentwicklung. Ihr wißt doch, daß auf jeder Stufe die Mehrzahl der Wesen, die sie erreichten, sich damit begnügten, die neuerworbnen Kräfte auszubilden, sich seitlich zu einer Art zu entwickeln, statt zur neuen Stufe vorwärts und aufwärts zu drängen. Zur Zeit unsrer tierartigen Vorahnen entwickelten sich die meisten zu Affen, und nur wenige zu Menschen.*) Viele waren berufen, wenige auserwählt. Denke ich mir abermal unser Bewußtsein, diesmal insbesondre unser religiöses Fühlen in jene Zeiten zurück, so glaube ich, daß man mit vielem Stolz Religionen des reinen Pferdetums und Religionen innerhalb der Grenzen der Affenart erdacht haben würde, und würde denen, die das Menschenreich ahnten und erstrebten, vorgeworfen haben, daß sie unfruchtbare Dinge trieben, statt in der Ausbildung der neuen Fähigkeiten aufzugehen und alle ihre Kraft in deren Dienst zu stellen.

Mögt ihr doch im Dienste der reinen Humanität euch verzehren, uns aber erlaubt, daß wir der Menschheit dienen im Dienste des neuen herrlichen Reichs der Gottmenschen.

Kleinste sind Größte.

Es ist größer das Neue zu wollen mit noch schwacher Kraft, es zu haben in noch winzigem Keime, als für das Alte sich einzusetzen mit Sturmesgewalt.

Kleinste sind Größte.

In der Entwicklung einer jeden Stufe unterscheiden wir die Zeit der Vorherrschaft der alten Kräfte, unter der die neuen wie Ahnungen, wie Sehnsucht sich regen; dann muß im Kampfe ums Dasein, in irgend einem Wesen die neue Kraft zum Durchbruch kommen — das ist die Zeit der Erfüllung. Und dann mögen Jahrtausende vergehen bis zur Vollendung.

Wir stehen in der Zeit der Erfüllung; denn der Typus der Gottmenschheit ist uns gegeben. Wir feiern sein Erscheinen zu Weihnacht.

Zwei Welten stoßen zu Weihnachten aneinander, Naturwelt und Gottesreich. Der Kleinste in der Gotteswelt ist größer als der Größte im Naturreich.

Wodurch unterscheidet sich der Kleinste im Himmelreich von dem Größten der Naturwelt?

Der Kampf ums Dasein, zurückgedrängt, in Schranken gehalten von Gesetzgebern gleich Moses: ja, die wilden Ausbrüche des Hasses und Neides mögt ihr mit Gesetzen eindämmen, mögt Mord und Todschlag hindern und Betrug und Gewaltthat bestrafen: das wilde, haß- und neiderfüllte Herz, die mörderische, hinterlistige, gierige, lüsterne Gesinnung — wer will sie vernichten?

Die Propheten! Ihr Größter in alten Tagen, Jeremias, er weiß es: Gott muß ein Neues bringen. Sein Gesetz muß nicht mehr auf steinernen Tafeln stehen, wir würden sagen in dicken Büchern; ins Herz muß es geschrieben sein. Aber wie? Der Größte unter den Spätern, Johannes, er weiß doch nichts mehr, als daß es alles noch viel strenger hergehen muß. Im Feuer eines strengen Gerichts muß Gott die Menschen läutern. Dann wird es werden. Aber es ward nicht.

Johannes der Täufer! Schauer der Ehrfurcht weckt der Name in uns. Wir sehen die hagere düstre Gestalt des gewaltigen Rufers in der Wüste, des Rufers zur Sinnesänderung. Wie hat er Ernst gemacht mit dem Suchen nach Gott! In die schweigende Einsamkeit ist er gegangen, um in der schweigenden Einsamkeit seinen Gott zu sprechen. Von seinen Eltern, von all seinen Freunden hat er sich getrennt, um mit seinem Gott allein zu sein. Auf alles Glück hat er verzichtet, den weichen Kleidern hat er entsagt. Nicht arm von Eltern her: arm ward er, Gott zu suchen. Menschenfurcht, die alle sonst knechtet, richtet wider ihn nichts aus. Unerbittliche Wahrhaftigkeit bis in den Märtyrertod.

*) Ein lieber „jüngerer Geistlicher" hat in Nr. 283 des Reichsboten es fertig gebracht, „die Schöpfung der Seele" in unsrer Nr. 46 auf „Descendenz," „Leugnung des Seelenwesens" u. s. w. zu verklagen. Wie wird er nun erst über Obiges erschrecken? — „Verstehest du auch, was du liesest?" D H

Kann einer Größeres thun?

Die Hände, beide Hände streckt er verlangend in die Wolken und greift nach dem Höchsten, nach Gott. Wer ist größer?

Der Kleinste, das Kind dort, das zwölfjährige ist größer, das mit ruhiger schlichter Zuversicht über die Wolken hinaus in den Himmel greift, des lebendigen Gottes Hand faßt und ihn, den dreimal Heiligen, aus den Himmeln herab in sein Herz zieht.

In Aeußerlichkeiten irrte das Ideal umher, die Religion schwärmte in den Himmeln; — und der Mensch blieb einsam auf Erden. Da ward das Ideal Liebe, und die Religion ward Vertrauen, und Gott kam aus den Himmeln und nahm Wohnung in den Herzen. Das erträumte, ersehnte, erschwärmte, ungefundne Gottesreich ward gegründet auf Erden. Das ist Christi That.

Der Kleinste größer als der Größte. Wie geht es nur zu?

Ich weiß es nicht. Aber höre: da sah ich einen Hund von wenig Monaten; er ist kräftig und stark entwickelt, er zieht bereits Lasten. Und da ist ein Menschenkind in der Wiege; zur gleichen Zeit, wie der Hund, kam es zur Welt. Wie viel kleiner ists noch, wie viel schwächer! Es bringt noch keinen Nutzen, es arbeitet noch nicht. So wird es noch jahrelang zwecklos und nutzlos spielen. Und dennoch, es ist größer. Weshalb? Wo steckt sein Verdienst? Es hat kein Verdienst; aber es gehört einer höhern Lebensstufe an, einem andern Reiche. Es steht dem Zwecke des Daseins näher. Das erhebt es himmelhoch über das Tier.

Komm, laß uns noch ein wenig verweilen bei diesem Bilde. Die Rohstoffe sind durchaus nicht so grundverschieden bei den beiden. Aber eine höhere Kraft, ein neues Organ entwickelte sich im Menschen. Das hat allmählich allmählich — es sind Jahrmillionen darüber vergangen —, allmählich allmählich dem Ganzen ein andres Gepräge gegeben. Wie sollte nicht eine neue Kraft in dem Ganzen ein ganz andres Gepräge des geistigen Lebens begründen? Wie sollte nicht Vertrauen und Liebe, wo sie wirksam werden, mit der Zeit auch ein andres Leben und Gehaben hervorwachsen lassen?

Du siehst nichts davon? Dich dünkt der Unterschied in der Lebenshaltung bei Christen und Unchristen gering? Ja du siehst so viel unangenehme Begleiterscheinungen, daß dir der Wert dieses Neuen sehr zweifelhaft wird.

O du hast keinen Glauben, keine Geduld. Du willst die Früchte gleich hinter den Wurzeln.

Du bist so stolz auf deine Wissenschaft; weißt du nicht, durch wie viel wahnsinnige Fehlentwicklungen sie hindurchschreiten mußte? Und doch bist du so zuversichtlich, so glaubens- und hoffnungsvoll deiner Wissenschaft gegenüber? Ich meine, du thust recht daran. Aber willst du nicht dem Jüngeren, Kleineren mehr — nein! nur ebensoviel Geduld entgegenbringen als dem Aelteren, Größeren? Was sind zweitausend Jahre in der Geschichte der Schöpfung? Du weißt doch, daß wir noch mitten drin in ihr stehen? Willst du dich nicht lieber anschließen, willst du nicht lieber mitarbeiten, mitschaffen, statt höhnisch zu kritisiren. Hast du schon einmal das Wort des Paulus erwogen: „Wir sind Gottes Mitarbeiter?"

Der Kleinste im neuen Kräftebereich ist größer als der Größte im alten.

Das kleinste Christenkind durch den Lebenskreis, in den es hineingeboren ward, größer als der erwachsene Fetischanbeter da draußen; denn es ist höhern Kräften geöffnet.

Aber auch als der Größte, der ohne den Christengott hier unter uns lebt?

Wir vergessen, wenn wir das Gehaben der „Welt-“ und der „Gotteskinder“ unter uns vergleichen, zweierlei: einmal, daß nicht alle, die religiöses Bewußtsein haben, auch die Kräfte in sich großzogen, von denen ihr Bewußtsein redet, und dann, daß die Kräfte nicht in dem Maße mit dem Bewußtsein ihres Zusammenhangs verwachsen sind, daß sie nicht auch ohne dieses Bewußtsein im Menschen sein können. Schätzest du die Blindheit so hoch?

Kleinste sind Größte. So sann ich über den Gegensatz nach zu Weihnachten. Und schließlich kam ich dazu, ihr Zusammensein in meinem eignen Innern zu bemerken.

Ich erinnere mich an Augenblicke in meinem inneren Leben, in denen es mir so leicht vorkam, zu einem freundlichen Vater aufzuschauen und seine Kraft in mein Herz zu füllen; so froh war mir zu Mute; so ganz natürlich, so selbstverständlich kam es mir vor zu sagen: Du lieber Vater im Himmel; so fern lag mir der Zweifel am Vaterauge und an der Vaterhand, so wundernah wars mir, hineinzuschauen, gerade hinein in das gütige Antlitz und einzuschlagen in die freundliche Hand. Sie waren klein und kurz und flüchtig die Augenblicke, sie dünkten mich gering und wertlos und unbedeutend. Wenn ich mirs recht überlege — sie waren wohl größer als die größten Gedanken, die ich sonst gedacht oder andern nachgedacht habe; wertvoller als die Stunden, die mich am lustigsten und kostbarsten dünkten sonst in meinem Leben. Sie waren Augenblicke der Schöpfung, Augenblicke, in denen mein ganzes zusammengefaßtes Lebensgefühl sich einem Höhern entgegendrängte und für ein Höheres offen war. Sie gehörten ins Gottesreich, waren auch so ein Kleines im Himmel, das größer ist als das Größte im natürlichen Leben.

„Komm, wir wollen fromm sein, wir wollen die Augenblicke zu Stunden erweitern, und die Stunden aneinanderreihen und das Gottesreich erzwingen.“

O weh, o weh, die schöne neue Welt von täppischer Hand zerstört und zerrissen!

Weißt du nicht, daß Weihnachten der Tag der Geschenke ist, und daß die Weihnachtswelt geschenkt wird? Wehe denen, die zu Weihnachten nichts geschenkt bekommen. Der Kleinste, der sich die Weihnachtswelt schenken läßt, ist größer als der Größte, der sie verdienen will. Bonus

---

Für den Weihnachtstisch

(Robertsons Lebensbild in Briefen) nach schriftlichen und mündlichen englischen Quellen bearbeitet von Charlotte Broicher, ist nach sechs Jahren in zweiter umgearbeiteter Auflage erschienen. Aus 275 Seiten sind 516 geworden. Die in der ersten Auflage beigegebnen „Religiösen Reden“ mußten einem besondern inzwischen ebenfalls gedruckten Bande vorbehalten bleiben*). Beweist schon die Thatsache, daß so bald eine zweite Auflage nötig wurde, wie rasch sich der bis dahin in Deutschland wenig bekannte Mann einen großen Kreis von Freunden erworben hat, so wird ihn diese zweite Auflage, die man beinahe ein neues Buch nennen kann, durch die gewissenhafte und anschauliche Zeichnung der kirchlichen und sozialen Welt, aus der er herauswuchs, und durch eine Fülle neuer aus den ersten Quellen geschöpften, teilweise intimen Details über seine Entwicklung und vor allem weiterer köstlicher Briefe von seiner Hand, in denen sich seine Seele spiegelt, dem Verständnis der Leser noch näher bringen und ihrem Herzen noch werter machen. Der knappe Raum, der mir zur Verfügung steht, verbietet jedes so verlockende nähere Eingehen. Es ist ja auch glücklicherweise nicht mehr nötig, die Leser der Christlichen Welt mit dem Träger dieses Namens erst bekannt zu machen. Hier ist das Urteil keine Phrase, sondern die beste Charakteristik: ein Buch für jedermann; für Theologen wie für Laien, für „Fertige“ wie für „Werdende,“ für Christen wie für Humanitätsmenschen, für solche, die in erster Linie von den religiösen, und für solche, die ebenso oder mehr noch von den sozialen Fragen der Gegenwart bewegt sind. Ganz besonders aber ist es ein Buch für die große Zahl von gebildeten Männern, die suchen nach einem für sie gangbaren Wege zu den über dem Gewirr des Tages liegenden und doch der Welt nicht entrückten, noch entrückenden, klärenden und stählenden Höhen ewiger Wahrheit, geborgner Ruhe in Gott und fröhlichen, „schäftigen“ Glaubens an das Evangelium von der in Christus erschienenen Liebe Gottes. Hier entwickelt sich vor ihren Augen ein durch und durch moderner, weltaufgeschloßner Mann von seltener Begabung und Feinheit des Empfindens vielseitigster, vornehmster Bildung und dem

*) Vergl. vorige Nr.

strengsten Wahrheitssinn in heißem Ringen zu einem durchaus selbständigen, eigenartigen, ebenso freien wie gebundnen Christen, der sich früh verzehrt im Dienst seines Herrn. Mag dem einen, was er dabei sich errang, unerreichbar, dem andern ungenügend erscheinen, jeden wird er, der ganz war, was er war, in dem alles wirkliches Leben, That und Wahrheit war, wenn er davon mit der Glut seiner Beredsamkeit oft wie in neuen Zungen zeugt, zwingen zur strengsten Prüfung des eignen vermeintlichen oder wirklichen Besitzes und zu hoffnungsfrohem Ringen um seine Bereicherung, innigere Aneignung und treuere Verwertung. Robertson hat viel bei unsern deutschen Geistesheroen gelernt. Darum ist er uns kein Fremdling. Er kann uns aber auch viel zum Danke wiedergeben. Möchten wir es ebenso empfänglich und dankbar aufnehmen. v S

(Robertsons Reden über die Korintherbriefe) Deutsche Uebersetzung nach der 11. Auflage des englischen Originals. Mit einem Vorwort von Professor Lic. P. Drews. 6 Lieferungen zu je 80 Pfgen. Noch vor Weihnachten soll das Ganze auch in solidem Geschenkband zu 5,80 Mk. bezogen werden können. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.

Diese Reden entsprechen dem, was bei uns „Bibelstunden“ genannt wird. Und zwar sind sie ein schlechthin unübertreffliches Muster dieser Gattung. Wir sprechen den dringendsten und innigsten Wunsch aus, daß unsre deutsche evangelische Christenheit von dieser Weihnachtsgabe einen rechten Gebrauch machen möge. Unter einem doppelten Gesichtspunkt empfehlen wir sie. Zunächst den Gemeindegliedern. Wer lernen will, wie man die Bibel als Erzeugnis einer bestimmten Zeitepoche und dennoch als etwas Ewiges auffassen muß, der wird hier den richtigen Wegweiser finden. Die Auslegung, d. h. die geschichtliche Deutung ruht auf eindringenden Studien und hat immer ihren Rückhalt an ernsthaften wissenschaftlichen Erwägungen, die zwar nicht mitgeteilt werden, aber vorausgegangen sein müssen. Der Verfasser hält sich frei von voreiligen erbaulichen Anwendungen; er fragt immer zuerst: was will der Apostel seinen Lesern zu seiner Zeit sagen? und dann erst: was sagt er uns heute? Und was nun diese Anwendung betrifft, so mag man die Reden aufschlagen, wo man will, überall wird man die tiefsten und wahrhaftigsten, aus wirklicher Erfahrung geschöpften Gedanken und Anregungen finden. Ohne den Ton des Erbaulichen anzuschlagen, sind sie ein Erbauungsbuch im besten Sinne des Wortes, weil sie dem, der sie lesen will und kann, helfen, seine Lehren zu einem wahren, klaren, einheitlichen Ganzen aufzubauen. Aber ich empfehle diese Reden auch ganz besonders den Theologen, und zwar als Vorbild und Anregung für eigene Thätigkeit. Wollte man doch den Mut fassen, wie Robertson es gethan hat, am Sonntag Nachmittag, wo die Leute Zeit haben, solche Bibelstunden zu halten, aber so, daß es nicht Konventikel für ein paar alte Mütterchen sind, sondern daß auch weitere Kreise, junge Männer, Arbeiter und Studenten sich sagen: Solche Erhebung und Anregung sind uns nirgends sonst geboten, hier ist mehr Weisheit, Kunst und Wissenschaft als in irgend welchen andern Veranstaltungen, wie sie sich unserm Volke zum „Vergnügen“ und zur „Belehrung“ anbieten. J W-G

(Eins ist not) Ein dritter Jahrgang Predigten, meistens über freie Texte, gehalten von D. H. Hoffmann, Pastor zu St. Laurentii in Halle a. S. Halle, Mühlmann. 400 S. 5,60, geb. 6,60 Mk.

Pastor Hoffmann in Halle ist der einzige lebende Prediger, dessen die Christliche Welt wiederholt und mit Worten herzlichster Anerkennung und Schätzung gedacht hat. Wem es darum zu thun ist, die Rede eines frommen Christengemüts von den unerschöpflichen Wohlthaten Gottes zu hören, der wird auch aus diesem Predigtbande reiche Befriedigung schöpfen. R

(Lebensworte) Betrachtungen für Gebildete von E. Gustav Steude. Leipzig, Hermann Schwarz, 1894. 1,50, geb. 2,50 Mk.

Fünf dieser Betrachtungen sind im Jahrgange 1893 veröffentlicht worden, in Nr. 28 bis 32. Sieben andre sind neu hinzugekommen. Wir weisen unsre Leser auf die kleine Sammlung hin, indem wir sie angelegentlich empfehlen. E Tn

(Handwörterbuch des biblischen Altertums) für gebildete Bibelleser. Herausgegeben von Riehm, zweite Auflage von Baethgen. Mit vielen Illustrationen, Karten und Plänen. Velhagen und Klasing. 24 Mk. — Beinah hätten wir versäumt, dies treffliche Werk unsern Lesern auf den Weihnachtstisch zu legen. In letzter Stunde muß diese kurze Empfehlung genügen; eine eingehendere Würdigung folgt. R

(Das Alte Testament) übersetzt, eingeleitet und erläutert von D. Ed. Reuß, herausgegeben aus dem Nachlasse des Verfassers von Lic. Erichson und Lic. Dr. Horst. 50, geb. 60 Mk.

Unter den Büchern, die die Christliche Welt für den Weihnachtstisch empfiehlt, darf dies Jahr noch weniger als früher das Bibelwerk von Reuß zum Alten Testamente fehlen. Denn einmal liegt jetzt das ganze Werk vollständig vor, und dann fordert der Streit des Tages recht eigentlich alle auf, die ein Wort dazu sagen wollen, sich recht gründlich mit der Frage bekannt zu machen. Und ein Wort wenigstens für sich über die Bedeutung und den Sinn des Alten Testaments zu sagen muß jedem Gebildeten am Herzen liegen, der Kunde von dem Streite erhalten hat und dem die heilige Schrift lieb ist. Eine oberflächliche Kenntnis kann ihm nicht genügen; denn sie schützt nicht davor, daß man unter das Urteil falle (Matth. 22, 29): „Ihr irret und wisset den Weg nicht, noch die Kraft Gottes.“ Um aber einzudringen in die Geschichte der alttestamentlichen Offenbarung, in ein Verständnis der Propheten und ihrer Worte, um eine Empfindung von der Hoheit dieser Gestalten, die von keiner Schablone wußten, sondern ohne Menschenfurcht für die ihnen aufgegangne, nicht angelernte Wahrheit einstanden, und einen Einblick in alle verschiednen Auffassungen und Veranstaltungen, die jene Zeit schon kannte, zu bekommen, dient in angenehmster Weise neben der einen

Uebersetzung von Kautzsch das mit Erläuterungen und Einleitungen ausgestattete Bibelwerk von Reuß. (Man vergleiche unsern Artikel in Nr. 50 des Jahrgangs 1893.) Wer sich und den Seinen ein Weihnachtsgeschenk zu 50 Mk. gestatten darf, sollte mithelfen, daß die Verlagshandlung nicht weiterhin anzuzeigen habe, allzuschwacher Beteiligung wegen habe von der Herausgabe des Neuen Testaments vorläufig abgesehen werden müssen. K M

(Sinnen und Schauen) Ein Spruchbüchlein von Wolrad Eigenbrodt. Basel, R. Reich, 1895. 76 S. 1,20 Mk.

So ein Rezensent ist doch ein ungezogner Mensch. Schreibt da ein Dichter sein kleines Buch, pflegt es und liebt es wie sein eigen Kind, zieht ihm ein hübsches Kleidchen an, und es läuft in die Welt hinaus. Nun begegnet es dem Rezensenten; der sieht es ein wenig von der Seite an, betrachtet es eine Weile, zuckt mit den Achseln und — schreibt seine Rezension, ganz anerkennend und freundlich, mit mehreren Richtig- und Ausstellungen, wie der rechte Schulmeister, wenn er Hefte zu korrigiren hat. So wollen wir es diesmal gewiß nicht machen, sondern dem Verfasser recht herzlich für seine Gabe danken. So sehr es mich freut, daß das Buch gerade zur Weihnachtszeit erschienen ist, so leid thut es mir auf der andern Seite: unser schauendes und sinnendes Kind wird vor all seinen lärmenden Brüdern und Schwestern, die auf dem Weihnachtsmarkt erscheinen, verstummen müssen. Und wer liest heute noch Spruchbücher? Das ist ja nichts zum „Durchkratzen," da muß man ja denken und sich schulmeisterlich belehren lassen! Gewiß, sie sind nur für stille Stunden geschrieben, aber da kommen sie zu uns und haben immer ein tröstendes, mahnendes Wort bereit. Der Grundakkord, der stets klingende Oberton, ist der Ruf zur Lebensfreudigkeit. Immer in neuen Formen kehrt der Gedanke wieder, daß diese sich aus allen Stürmen des Erdendaseins, aus der Nacht des Leidens und aus der Tretmühle der Tagesarbeit als kostbarstes Gut auf den sichern Strand des Gottvertrauens hinüberretten läßt. Ueberall spricht die Lebenserfahrung; oft sieht man, unter welchen Kämpfen sie errungen wurde, immer ist die Grundstimmung ein reiner Friede, der wie das stille, sanfte Säuseln auf Sturm und Wetter gefolgt ist. Wie das Büchlein entstanden ist, so, denke ich, soll es auch gelesen werden. „Wenn Kopf und Augen Schmerz bezwingt, daß keine Arbeit mehr gelingt," dann sollen wir nach ihm greifen. Es kann uns nicht nur gute Gedanken als Begleiter für den kommenden Tag geben, es wird auch einen Entschluß zum Guten in uns wachrufen, den wir vielleicht am andern Morgen der Ausführung für wert halten. Vielleicht! Pl

(Lesen und Reden) von Professor Dr. Carl Hilty. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1895. 1,40, geb. 2,40 Mk. Lesen und Reden: in der That ein Thema, das für unsre lese- und redelustige Zeit recht passend ist. Es sind zwei Abhandlungen, die von einander ganz unabhängig sind. In der zweiten giebt Hilty praktische Ratschläge, die jeder, der irgendwie öffentlich zu reden hat, beherzigen sollte. Er ist der Ansicht, daß jeder einigermaßen begabte Mensch ein leidlicher Redner werden könne, wenn er sich nur in die gehörige Selbstzucht nehme. Wie er das anzufangen, besonders welche Gefahren er zu vermeiden habe, dafür giebt er Winke, die aus einer genauen Kenntnis und gründlichen Erfahrung herrühren. — Was der Verfasser über das Lesen schreibt, ist von allgemeinerem Interesse. Ein Redner will eben nicht jeder werden, wohl aber wird es wenig Menschen geben, die nicht lesen. Lesen ist eine sehr schwere Kunst, wenn mans recht und mit innerm Gewinn betreiben will. Man kann oft die merkwürdigsten Erfahrungen machen, wenn man nachforscht, was und wie einer liest. Freilich sind die Schwierigkeiten nicht zu verkennen, sie sind sehr groß. Schon allein die richtige Auswahl bei der ungeheuern Fülle des Stoffes. Da bietet denn Hilty die Hand, eine sichere, erfahrungsreiche Hand, an der man ohne Furcht, sich zu verirren, in den Bücherwald eindringen kann. Manchmal freilich wills uns scheinen, als ob das Antike und Klassische zum Nachteil des Modernen allzusehr in den Vordergrund gestellt wird — aber das sind Ansichtssachen. Ich bin der Ueberzeugung, daß wer sich der Leitung Hiltys anvertraut, lesen lernen wird, nicht nur ohne Schaden zu nehmen, sondern zu wirklich bleibendem innern Gewinn. Ganz besonders wertvoll sind seine Ausführungen über das Lesen der Bibel. Mit einer freien und weiten Stellung zur heiligen Schrift verbindet sich eine tiefe Ehrfurcht vor ihr: „Es wird eine ernste Aufgabe unsrer künftigen Bildung sein, die Bibel wieder bekannter zu machen, aber nicht mit Zwang und mechanischer Dressur, die sie gar nicht leidet, sondern genau so, wie man überhaupt ein jedes andre gute Buch empfiehlt und verbreitet. Dann erst werden noch mehr, die ihr jetzt ganz ferne stehen, wieder verstehen lernen, was das heißt: Wort des Lebens, lautre Quelle, die vom Himmel sich ergießt" u. s. w. (S. 43) Genug! Ich kann Eltern und Lehrer besonders, aber auch jedem, der nicht in den Tag hineinlesen will, sondern liest, um sich in dem Sinne zu bilden, wie es Hilty in seines Glückes zweitem Teil (Was ist Bildung?) so schön zeigt, nur dringend bitten, dies Büchlein ernstlich zu Rate zu ziehen. E Tn

(Die Familie Schönberg-Cotta) Ein Charakter- und Sittengemälde aus der Reformationszeit. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Charlotte Philippi. Zehnte Auflage. Basel, Geering. 502 S. 3, geb. 4 Mk.

Dies Buch bedarf keiner Empfehlung. Wir freuen uns der neuen Auflage. Wo irgend in einem evangelischen Hause leselustige Menschen sind, sollte man das Buch kennen und lieben. R

(Der Steinmetz von St. Kilian) Erzählung aus dem alten Heilbronn von Philipp Spieß. Heilbronn, Eugen Salzer, 1894. 1,80, geb. 2,50 Mk.

An dem Leben des Steinmetzen von St. Kilian, der, ein Schüler

Bramantes, in der deutschen Heimat den Turm der alten Kilianskirche im Geiste einer neuen Zeit ausbaut, schauen wir in das Werden der Reformation in der alten Reichsstadt Heilbronn hinein. Philipp Spieß hat, das fühlt man, als evangelischer Christ mit dem Herzen geschrieben, und mit dem Herzen will diese Geschichte auch gelesen sein. Neben dem Steinmetzen fesselt besonders die Gestalt des alten Weingärtners Ehrenfeld, der schon vor der Reformation als treuer Schüler der Mystiker sich von der Kirche des Mittelalters geschieden weiß und nun mit der Glut eines geläuterten Herzens der Reformation sich anschließt. Wunderbar ergreifend ist die Schilderung des ersten Abendmahls in beiderlei Gestalt, wo der alte Ehrenfeld als der erste seiner Gemeinde vorangeht zum Tisch des Herrn. Nur einen Einwand habe ich zu machen: über die Bauern, deren Krieg in Süddeutschland in die Geschichte hineinspielt, ist zu scharf geurteilt. Ein Mann, der ohne eingehende Geschichtskenntnis dies Buch liest, muß darnach an der Bewegung der Bauern alles und jedes verurteilen. Einige Sätze hätten genügt, um neben dem Unrecht und den Gewaltthätigkeiten der Bauern auch ihre idealen und ihre aus der sozialen Lage sich ergebenden Beweggründe darzuthun. Im Uebrigen wünsche ich dem Büchlein Eingang in recht viele evangelische Häuser. P L

(Aus dänischer Zeit) Bilder und Skizzen von Charlotte Niese. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1894. 5 Mk.

Die Verfasserin ist den Lesern der Christlichen Welt, so hoffe ich, längst bekannt, und der Inhalt dieses Bändchens wohl auch, wenigstens wenn sie den eindringlich zum Lesen ermunternden Worten in Nr. 27 dieses und Nr. 24 des Jahrgangs 1892 Folge geleistet haben. Es ist freudig zu begrüßen, daß die Verlagshandlung sich entschlossen hat, eine Gesamtausgabe zu veranstalten, die jene beiden Bändchen vereinigt. Freilich, der frische Erikastrauß ist verschwunden, dafür hat das Buch ein neues, vielleicht noch hübscheres Kleid erhalten. Wer die köstlichen, humorvollen und doch so tiefen Geschichten aus dänischer Zeit noch nicht kennt, der sollte nicht versäumen, sie auf seinen Wunschzettel zu setzen. Er wird hohen Genuß und reiche Anregung haben. E Tn

(Strandgeschichten) von Gräfin Margarete Keyserling geb. von Doenniges. Berlin, Fr. Pfeilstücker, 1894. 3 Mk.

Das Buch vereinigt in sich drei Geschichten, alle drei ernsten Inhalts, die letzte, das Lebensbild einer Schwachsinnigen, schwermütig und düster. Die Verfasserin hat mit scharfem Blick hineingeschaut in die Seelen der Strandbewohner unsrer niederdeutschen Heimat, markige Gestalten läßt sie vor uns erstehen, Menschen schwer, herb, verschlossen und doch voll starker Liebe und ernsten Wollens. Wenn psychologische Kleinmalerei das erste Erfordernis einer Novelle und eines Romans ist, wird man der Verfasserin für die Wahrheit der Charakteristik warmes Lob zollen. P L

(Fannys Tagebuch) Erzählung für junge Mädchen von Sophie Charlotte von Sell. Leipzig, Georg Wigand. 1894. 3 Mk.

Dieses Erstlingswerk einer jungen Schriftstellerin sei für die bevorstehende Weihnachtszeit herzlich empfohlen. Die Atmosphäre, die wir darin atmen, ist eine reine, die Gestalten sind wohlgezeichnet, die Verwicklung natürlich geschlungen und gelöst. Die Sprache fließt anmutig dahin; für edle Grundsätze ohne Uebertreibung ist eine stattliche Trägerin gefunden. Das Ringen und Werden frischer jugendlicher Charaktere erfreut uns bis zu dem guten erwünschten Schluß.

Möchte das Talent, das sich hier offenbart, ferner zur Freude vieler sich vertiefen und entwickeln. Unsre jungen Mädchen werden es dankbar anerkennen, und ihre Mütter auch. M S

Verschiedenes

(Von Naumanns Wochenblatt) Die Hilfe liegt heute die zweite Probenummer bei. Wird in einer Zeit allgemeiner Zerfahrenheit, Halt- und Charakterlosigkeit eine so charaktervolle Erscheinung wie dieses Volksblatt sich durchsetzen? Wir hoffen es.

(Der bevorstehende Jahreswechsel) nötigt auch uns, um Erneuerung des Abonnements zu bitten. Wäre es nicht möglich, zu den alten treuen Lesern etliche neue zu gewinnen? Die Verlagshandlung wird gern das Ihre thun und Probeblätter verschicken. Insbesondre bedarf die Chronik der christlichen Welt (Preis 1 Mk. vierteljährlich) dringend einer eifrigeren Unterstützung.

Die Postnummer für 1895 ist von der Christlichen Welt: 1442, von der Chronik der christlichen Welt: 1450. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 51 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.,

enthält Sexta bis Obersekunda des Gymnasial- und Realkursus, die Zöglinge sind zu je 10 verteilt auf 8 Anstaltshäuser, wo sie in den Familien ihrer Lehrer leben; dadurch individuelle Erziehung, gemütliche Anregung, energische wissenschaftliche Förderung auch bei schwächlichen Schülern ermöglicht. **19 Lehrer und Erzieher bei 106 Schülern.**
Prospekt durch **Rektor Kühne**

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1403. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 50: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Außerordentliche altpreußische Generalsynode; Die Ausführungen des Präsidenten Barkhausen über die Union; Preßurteile über die Agende; Zu den Angriffen gegen Professor Meitzen; Preßstimmen zur Professorenverfolgung; Präsident Barkhausen in Köln über die Professorenverfolgung; Kirchliche Uebersicht aus Kurhessen vom 1. Juli bis 1. Oktober; Kirchlich-statistische Tabelle des Regierungsbezirks Wiesbaden; Gesamtsynode in Hessen-Kassel; Das Pastoralblatt für den Konsistorialbezirk Kassel — Evangelische im Auslande: Zum Kirchbau in Rom; Schweiz. Synode in Zürich; Schweizerische christlich-soziale Vereinigung; Die im November vollzogenen Neuwahlen zum London School Board; Die deutsche lutherische St. Marienkirche in London; „Reform-Sonntag“ in London, 28. Oktober; Aus Ungarn — Soziales. Heidenmission: Kirchlich-soziales aus Baden; Von der Leipziger Mission; Madagaskar und die evangelische Mission daselbst — Personalien

Thorwaldsen: Segnender Christus

35	48	56	75	100 cm	ohne Porto und Kiste.
3.—	7.50	10.—	20.—	36.— Mk.	

Vorzügliche Ausführung in Elfenbeinmasse.

Auf Holz gebrannte und gemalte Sprüche in verschiednen Größen (z. B. 30 × 50 cm). Preis 6 bis 10 Mk. Jeder Spruch wird in 2 bis 6 Tagen angefertigt.

Theolog. Antiquariat. — Ankauf von Bibliotheken.

Hugo Rothers theol. Buchh. (**Martin Warneck**), Berlin W 9, Linkstr. 4

Von 1895 an erscheint ein neues Missionsblatt!

Erscheint monatlich. Preis jährlich 3 M. (4 Fr.), frei ins Haus 3,20 M.

Herausgeber: Pfarrer **J. Richter** in Rheinsberg (Mark)
Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh
Erstes Heft (24 S. stark mit 10 Bildern) auf Wunsch gratis

v. Frank, Geh. R. Prof. D., **Geschichte u. Kritik der neueren Theologie,** insbesondere der systematischen, seit Schleiermacher. Herausgegeben von P. Schaarschmidt. 1894. 5,60, eleg. geb. 7 Mk.

Kähler, Prof. D. Mk., **Der lebendige Gott.** Fragen und Antworten von Herz zu Herz. 1894. 1,20 Mk.

Naumann, Pf. Fr., **Was heißt Christlich Sozial?** 1894. 1,40 M.

v. Oettingen, Prof. D. Al., **Das göttliche „Noch nicht.“** Ein Beitrag zur Lehre vom heiligen Geist. 1895. 2,40 Mk.

Pollert, Gymn.-Oberlehrer W., **Gedankengang des v. Frankschen Systems der christlichen Wahrheit.** 1895. 1,60 Mk.

Zahn, Prof. D. Th., **Skizzen aus dem Leben der alten Kirche.** 1894. 21¼ Bogen. 4,50, eleg. geb. 5,50 Mk.

Mit gediegenster Gelehrsamkeit verbindet sich eine schöne, für jeden Gebildeten verständliche und von lebendiger Empfindung getragne Darstellung. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich. (Litt.-Bl. d. luth. Kirch.-Ztg.)

Kohlrausch, P. R. ä., **Vademecum homileticum.** 2000 Predigtdispositionen über sämtl. altkirchliche, Thomasianische und andre Perikopenreihen nebst Beobachtungen über die moderne Predigt. 1895. 3,60, geb. 4,25 Mk.

Sommer, Lic. S. L., **Die epistolischen Perikopen des Kirchenjahres exegetisch und homiletisch behandelt.** 4., verb. Aufl. 1894. 8,40, geb. 10 Mk.

A. Deichertsche Verlagshdl. Nachf. (**G. Böhme**), Leipzig

Bitte

Für die schon seit langem arbeitsunfähige achtzigjährige Witwe eines Lehrers möchte ich an die Leser der Christlichen Welt eine Bitte richten. Der Verstorbene war an einer Privatschule thätig, daher bezieht seine Frau keinerlei Pension. Die nicht sehr kräftige Tochter, selbst eine Witwe, verrichtet für sich, ihr Kind und ihre Mutter schwere Fabrikarbeit, ohne durch den Verdienst vor Not geschützt zu sein. Für Gaben, die womöglich noch vor Weihnachten einlaufen möchten und daher am besten an mich persönlich geschickt werden, würde ich herzlich dankbar sein. Quittung durch die Christliche Welt.

Luckenwalde, 15. Dezember 1894 **Bonus**

Pianinos von 350 bis 1500 M
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. M 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Korbflaschen

zu Geschenkzwecken sehr geeignet, mit 3 Liter feinstem Medizinal-Cognac garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter einsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** rc. **Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alles incl. und franko.

Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**

Soeben ist vollendet:

F. W. Robertson,
Reden über die Korintherbriefe

Nach der 11. Auflage des Originals übersetzt
Mit Einleitung von Prof. Lic. **P. Drews** in Jena
30¾ Bogen 8°. Preis schön geb. 5,80 Mk.

Eine zusammenhängende Auslegung eines Hauptstückes des Neuen Testaments, von der bisher nur Bruchstücke verdeutscht waren.

Bei sofortiger Bestellung noch vor Weihnachten zu erhalten.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Ganze Bibliotheken wie einzelne Werke von Wert kauft gegen sofortige Zahlung zu den höchsten Preisen

Alfred Lorentz, Antiquariat, Leipzig, Kurprinzstr. 10.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Amelung, Dr. K., **M. Joh. Matthesius.** Sein Leben und Wirken. Mit Bildnis. 3,60 Mk., geb. 4,50 Mk.

Gast, Leopold, **Ein Gast auf Erden** und sein Pilgerlauf in der Alten und Neuen Welt. Eine Selbstbiographie. Mit Porträt. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Kraus, P. E., **Friedrich Meyer,** Pfarrer und Rektor der Diakonissen in Neuendettelsau. Ein Lebensbild. Mit Porträt. 4 Mk., geb. 4,80 Mk.

Lange, Dr. E., **Franz Grillparzer.** Sein Leben, Dichten und Denken. Mit 2 Bildern. 2,40 Mk., geb. 3 Mk.

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 50: Gustav Adolf — Schutt und Bausteine. Betrachtungen über unser Justizwesen: 3 — Wandlungen des Ich im Zeitenstrome: 3. Das Gymnasium — Die Lehrerinnenfrage in Preußen (Schluß) — Unsre Theaterkritik — Die Umsturzvorlage — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Das deutsche Volk und sein Haus; Der Fall Brentano; Studentenarbeiter; Fröhliche Wissenschaft; Parlamentarismus und Sittlichkeit — Litteratur — Schwarzes Bret

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Dieser Nummer liegt eine Probenummer der Zeitung „Die Hilfe“ bei